



Neue Kultur des Alterns

Forschungsergebnisse,
Konzepte und kritischer Ausblick

Univ.-Prof. Dr. Franz Kolland

Wien 2015



Inhalt

1	Fragestellung	2
2	Gesellschaftliche Veränderungen und die Zukunft des Alterns	5
2.1	Strukturwandel des Alters	7
3	Entwicklung, Wertewandel und Altern	9
4	Vom sozialen zum kulturellen Wandel: Erkenntnisse der Kulturgerontologie des Alters	13
4.2	Die kulturelle Wende in der Altersforschung	14
5	Identität und Subjektivität	17
6	Gestaltete Diskontinuität – Transformation – Disruptive Ageing	25
7	Lebenserfahrung/Erfahrungswissen versus Veränderung/Innovatives Wissen	28
7.1	Die Macht der Lebenserfahrung	28
7.2	Lernerfahrung: Lernen und/ als Erfahrung, Epagogik	30
7.3	Die Kraft der Veränderung im Alter	33
8	Körper und Körpergestaltung, Visualität	37
9	Zeit-Raum-Veränderungen	40
9.1	Welche Veränderungen zeigt die soziale Ordnung des Lebenslaufs?	40
9.2	Die „neuen“ Lebensphasen im Alter	43
9.3	Das Dritte Lebensalter als eigenständige sozio-kulturelle Figuration	44
9.4	Eine neue Kultur für das Vierte Lebensalter	47
10	Anders Altern – Gelingendes Altern	50
10.1	Alters-Coolness - Gelassenheit	50
10.2	Lebenskunst – Gelingendes Altern - Selbstsorge	52
10.3	Selbstsorge und soziales Engagement	54
11	Ein kritischer Ausblick	57
12	Literatur	59

1 Fragestellung

Das Alter(n) ist nicht nur eine biologische und soziale, sondern auch eine kulturelle Tatsache. Altern ist ein heterogenes Phänomen, das von Werturteilen und Weltanschauungen bestimmt wird. Es ist eine vielgestaltige Weise der Vergesellschaftung von Individuen, an der das ökonomische, sozio-kulturelle und politische System dauernd arbeiten. Die „Gestaltung“ der Lebensverhältnisse erfolgt vor dem Hintergrund der ungleichen Verteilung von Lebenschancen. Unterschiedliche Einkommen, Vermögen, Bildung, Gesundheit sind Ausdruck dieser Verteilungsprozesse. Das Augenmerk gilt dabei nicht nur den strukturellen Bedingungen, sondern auch Potenziale und Aktivitäten der Individuen haben ihre spezifische Bedeutung.

Befassen wir uns nur ganz allgemein mit der Lebenssituation älterer Menschen, dann werden etwa die unterschiedlichen Lebenswelten von Frauen und Männern vernachlässigt. Sich mit Geschlechterverhältnissen befassen heißt, dass Frauen und Männer Altern nicht nur unterschiedlich sondern ungleich erleben. An ältere Frauen richten sich höhere Ansprüche hinsichtlich ihres Aussehens, sie haben sich nicht nur mit ihrer Rolle als Ältere auseinanderzusetzen, sondern auch mit ihrer Rolle als ältere Frauen. Und in diesem Zusammenhang lassen sich Prozesse sozialer Exklusion nachweisen.

Die zentrale Frage, die in dieser Studie behandelt werden soll:

Brauchen wir eine neue Kultur des Alterns?

Altern ist als soziale Praxis Teil einer kulturellen Ordnung. Damit wird Alter(n) als eine prozesshafte Größe verstanden, deren Bedeutung erst in der Wechselwirkung zwischen einer Vielzahl von Handelnden entsteht. Eine solche, dezidiert kulturwissenschaftliche Perspektive kann der Vielfalt des Alter(n)s gerecht werden. Alter(n) lässt sich demnach als eine *relationale Kategorie* (Peace, Holland & Kellaher 2006) fassen, die sich einer essentialistischen Definition entzieht und dazu auffordert, die Beziehungsformen des Alter(n)s in ihren jeweiligen sozio-kulturellen Kontexten zu erforschen.

Wir brauchen also *erstens* eine neue Kultur des Alterns, weil das Alter(n) nicht nur eine biologische und soziale, sondern auch eine *kulturelle Tatsache* ist. Eine kulturelle Verortung ist deshalb vonnöten, weil die Lebensphase Alter eine neue Phase im Alternsverlauf ist und sowohl individuell als auch gesellschaftlich mit Unsicherheiten versehen ist. Diese neue Lebensphase kann als Dividende verstanden werden, die es gilt in eine Kulturdividende umzuformen.

Wir brauchen *zweitens* eine neue Kultur des Alterns, weil wir bis heute daran gewöhnt sind, Alter mit Pensionierung, als mit dem Ausscheiden aus der Berufstätigkeit gleichzusetzen. Aber das Ausscheiden hatte stets auch eine stark negative Konnotation. Das Konzept beinhaltete, das jetzt alles getan und nichts mehr zu tun sei und nichts mehr getan werden könne. Die Arbeitskraft sei ausgeschöpft, die betreffenden Personen seien für gesellschaftlich relevante Tätigkeiten nicht mehr zu gebrauchen, sie müssten daher durch Transferzahlungen erhalten werden. Alter wird aus Strukturbedingungen der Erwerbsarbeit definiert. Diese Definition ist vor dem Hintergrund der stark zugenommenen Lebenszeit und Länge der Lebensphase Alter unzureichend und beeinträchtigt ein gelungenes Leben im Alter. Wir brauchen eine Neubestimmung der Spätlebensphase in Hinsicht auf das *Tätigsein*, welches über eine bloße Aktivitätsorientierung hinausgeht.

Drittens brauchen wir eine neue Kultur des Alters und Alterns, weil Belastungsdiskurse über das Alter ein gelungenes Leben im Alter in Frage stellen. Vor dem Hintergrund wohlfahrtsstaatlicher Veränderungen und der wachsenden Anzahl älterer Menschen wird eine Zunahme finanzieller Belastungen prognostiziert. Der Belastungsdiskurs verstärkt Formen der Altersdiskriminierung, die über die Ausgrenzung älterer Beschäftigter hinausgehen. Wenn hier von einer neuen Kultur des Alterns die Rede ist, dann ist damit gemeint, dass Alternsprozesse gesellschaftliche wie individuell *gestaltbar* sind, dass durch entsprechende Strukturen, ältere Menschen ein mitverantwortliches Leben führen.

Und wir brauchen *viertens* eine neue Kultur des Alters, weil das Alter selbst verschwunden ist. Die Alten wollen nicht alt werden. Mode kennt kein Alter mehr, Haut, Haar und Hüften keine Jahresringe. Die Lebenseinstellung ist ausschließlich jugendlich. Schon in den späten 1970er Jahren hat Bernice Neugarten von einer *alters-irrelevanten* Gesellschaft gesprochen (Neugarten 1979). Die Differenz zwischen den Generationen wird eingeebnet und noch nie fühlten sich die Alten der Jugend so nah. Gleichzeitig sind sie den jungen Menschen sehr fern. Für eine neue Kultur des Alters spricht, die Verlängerung der Lebenszeit und die dadurch sich ermöglichende Heterogenität und Pluralität nicht einzuebnet und zu einer kontur- und alterslosen Melange zu kommen. Die ältere Generation, so das Argument, muss wieder alt und souverän sein wollen, damit die Jungen etwas an ihr haben.

Die Fragen, mit der sich diese Studie befasst, sind:

Welche gesellschaftlichen und sozio-demographischen Veränderungen provozieren neue und alternative Konzepte zum Leben im Alter? Ist das Alter die Fortsetzung der bisherigen Lebensgeschichte, wel-

Neue Kultur des Alterns

che die Eigenschaften und Ressourcen eines Menschen und seinen sozio-kulturellen Hintergrund spiegelt? Welche Erkenntnisse und Überlegungen stützen die Vorstellung von einer „Neuen Kultur des Alterns“? Können tiefgreifende Persönlichkeitsveränderungen im Lebenslauf stattfinden und wie kommt es dazu? Wie vollzieht sich die Arbeit an der Neuen Kultur des Alterns? Mit welchen Handlungen/ Materialien wird diese Neue Kultur des Alters hergestellt?

2 Gesellschaftliche Veränderungen und die Zukunft des Alterns

In den ersten vierzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Alter als soziales Problem identifiziert. Die ersten „Warnungen“, in denen die Älteren als „Last“ für die Gesellschaft interpretiert wurden, stammen aus den frühen 1950er Jahren. Die Vereinten Nationen sprachen von „the burden of population aging“ (Walker 2006: 63) und Konrad Adenauer drohte in der großen Regierungserklärung von 1953, dass die Älteren es sein würden, die von der Abnahme der Zahl Erwerbstätiger, bedingt durch den Geburtenrückgang, in der Bevölkerung betroffen sein würden (Amann 2004: 21).

Diese Interpretationen, die das neue Phänomen des Alterns der Bevölkerung mit ersten Einordnungs- marken versahen, erfolgten parallel zur Konsolidierung und Expansion der nationalen Pensionsysteme im so genannten Goldenen Zeitalter des Wohlfahrtsstaats. Die wesentlichen sozialpolitischen Ziele jener Zeit waren die effiziente Ausgliederung älterer Arbeitskräfte aus dem Arbeitsmarkt und die Schaffung einer relativen Einkommenssicherheit im Alter. Noch wurde mit einiger Zuversicht in die Rentenzukunft gesehen.

Diese Strategie hatte zwei Effekte: Einerseits sank die Erwerbsbeteiligung in den höheren Altersgruppen (60-65) sukzessive ab, die Zahl der Pensionen stieg also an, andererseits wurde zunehmend akzeptiert, dass die Einkommensbedürfnisse älterer Menschen niedriger seien als jene der „ökonomisch Aktiven“. In politischer Sprache wurde Alter, oder der Beginn des Alters, mit dem gesetzlichen Pensionsalter gleichgesetzt. Alter war zu einem sozialen Problem geworden, das unter der Regie der Sozialpolitik reguliert werden musste (Amann 2012: 212).

Als in den 1970er Jahren Arbeitsmarktprobleme auftauchten und die internationale Wirtschaftskrise („Ölschock“) zu fiskalischen Spannungen führte, sahen sich die Politik und die mediale Öffentlichkeit veranlasst, eine geänderte Rekonstruktion der sozialen Bedeutung des Alters in zweierlei Weise vorzunehmen: Einerseits wurde das Alter, das am gesetzlichen Pensionsalter gehangen hatte, in eine wesentlich weitere Kategorie umdefiniert, die von 40/45 bis zum Tod reichte, in den Arbeitsämtern galten ein 45-jähriger Mann oder eine 40-jährige Frau aus Altersgründen als nicht mehr vermittelbar, andererseits wurde die Abwertung älterer Menschen auf dem Arbeitsmarkt extrem verschärft. Es war Anfang der 1980er Jahre, als sowohl in Deutschland als auch in Österreich die Frühausscheidenden in den Medien gebrandmarkt wurden, gleichzeitig aber in den Betrieben vermehrt die Versetzung älterer Ar-

beitskräfte auf so genannte Schonarbeitsplätze oder gar deren Kündigung zu den beliebtesten Verdrängungsstrategien avancierten und Frühpensionierungen auf allen möglichen Wegen durch die Politik forciert wurden. (Amann 2012: 212).

Der sozialpolitisch initiierte Massivtrend zur Frühpensionierung war dadurch charakterisiert, dass es auf der einen Seite die gab, die eine Frühpensionierung als wünschenswerte Alternative zur Arbeitslosigkeit ansahen, und auf der anderen Seite jene, die durch einen ungünstigen Arbeitsmarkt effektiv in die Frühpension gedrängt wurden. In dieser Zeit breitete sich das Bild von der mangelnden wirtschaftlichen Produktivität der älteren Arbeitskräfte aus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte also, von heute zurückblickend, ein dramatischer Umbau der alten Systemordnung (Dux 2008) ein, in dem das Alter entschieden transformiert wurde. Der Kern des gesamten Prozesses findet sich in der Logik, nach der in den fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften die Lebensbedingungen der älter werdenden Bevölkerungen durch soziale und ökonomische Institutionen im Zusammenhang mit dem Wohlfahrtsstaat, sinkendem Pensionierungsalter, sich wandelnden intergenerationellen Beziehungen, und einem massiven Ausbau der altersbezogenen Sozial- und Gesundheitsdienste umgestaltet wurden. Diese Veränderungen schlugen sich nicht nur im ökonomischen und rechtlichen System nieder, sie wurden auch auf der kulturellen Ebene wirksam, indem der Diskurs über das Alter sich entschieden veränderte (Amann 2012). War der Diskurs der frühen Nachkriegszeit, dem das Alter schon inhärent war, noch von der Vorstellung geprägt, den Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen zu entgehen, wie sie in der Folge der Depression der 1930er Jahre und durch den Krieg hervorgebracht worden waren, verbunden mit der Vorstellung, dass der Wohlfahrtsstaat die Hebung der Gesellschaft durch die Institutionalisierung eines tieferen Verständnisses von Gemeinschaft und gegenseitiger Sorge bewirken werde, so stellte der Diskurs der 1980er Jahre (und später) für die älter werdenden Menschen, ihren Status und ihre Identität eine neue und ganz andere Herausforderung dar (Phillipson & Powell 2004: 19). An die Stelle der alten institutionellen Regelungen trat ein sozialer, ökonomischer und moralischer Raum, in den die Älteren kanalisiert und in dem sie gehalten werden konnten, gemäß der Vorstellung, einen Platz in der Gesellschaft für sie zu sichern, der im Rahmen einer fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft verankert war. Der Sinn des späteren Lebens war, zumindest dem Prinzip nach, aus der modernistischen Vision konstruiert, in der Pensionie-

rung und Versorgung die natürlichen Endpunkte des menschlichen Lebenszyklus zu finden (Phillipson & Powell 2004: 19).

2.1 Strukturwandel des Alters

Im Zuge der hier beschriebenen Entwicklung ist es zu einem Strukturwandel des Alterns gekommen, der eine steigende Vitalität älterer Menschen hervorgebracht hat. Diese steigende Vitalität wird allerdings noch immer unzureichend gesellschaftlich angesprochen, sodass Gertrud Backes (1997) von einem Altersparadox spricht und Sylvia Kade (2009) von einer Vergesellschaftungslücke. Ältere Menschen leben zwar länger, haben eine bessere Lebensqualität und mehr Ressourcen, jedoch hat die Gesellschaft (noch) keine Verwendung für sie (Backes 1997: 28). Paul Baltes fordert in diesem Zusammenhang: „Wir müssen die latenten Schätze des Alters heben, den Älteren größere Chancen geben, sich in gesellschaftliche Produktion einzubringen“ (Baltes 2004: 8). Erreicht werden soll damit zunächst, jenes Modell des Alters abzulösen, welches dieses als Phase des „Ruhestandes“ bzw. Rückzugs versteht. Denn die Vorstellung vom Alter als Ruhestand ist zu sehr defizitär bestimmt und auch empirisch nicht haltbar.

In der Altersforschung hat Hans-Peter Tews (1993) fünf säkulare Trends des „Strukturwandels des Alters“ detailliert beschrieben:

1. Mit „*Verjüngung*“ des Alters wird der Umstand angesprochen, dass heute mehr Menschen als früher ein höheres Lebensalter bei guter Gesundheit, guter psychischer Verfassung und erhaltener Leistungsfähigkeit erreichen.
2. Die „*Entberuflichung*“ des Alters ist eine Folge der Institutionalisierung des Lebenslaufs. In vielen (insbesondere westeuropäischen) Industriestaaten ist diese Tendenz durch eine Ausweitung der Frühverrentung in den vergangenen Jahrzehnten noch erheblich verstärkt worden. Bemühungen von EU-Staaten, diesen Trend zumindest für die Altersgruppen der unter 60-Jährigen zu brechen, scheinen jedoch erste Erfolge zu zeitigen.
3. Der Begriff der „*Singularisierung*“ beschreibt den Trend zu Einpersonenhaushalten unter älteren Menschen, der durch Verwitwung, durch höhere Trennungs- und Scheidungsraten und durch die Abnahme von Mehrgenerationenhaushalten) zustande kommt.
4. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich die Lebenserwartung von Männern und Frauen auseinander entwickelt und eine „*Feminisierung*“ des Alters bewirkt. So stehen 36 männliche 80-Jährige 64 Frauen dieses Alters gegenüber.
5. Gewachsen ist im 20. Jahrhundert die *Zahl der Hochbetagten*. Im Jahr 2015 leben in Österreich mehr als 1.000 Menschen, die das 100ste Lebensjahr erreicht haben, während noch hundert Jahre zuvor die Statistik nur wenige Menschen in dieser Altersgruppe auswies.



Das Alter leitet sich in seiner heutigen Konstruktion zwar aus der Arbeitsgesellschaft ab und ist bis heute von deren Prinzipien geprägt, doch hat es durch die soziale, kulturelle und materielle Absicherung eine Eigendynamik entwickelt, die über die Prinzipien der Arbeitsgesellschaft hinausgehen. Die Abschwächung der sozialen Bindung älterer Menschen an die Familie, an Solidargemeinschaften, an traditionelle Kommunikationsformen bringt neue Freiräume. Das Alter wird immer weniger über die Institutionen Arbeitsmarkt, Wohlfahrtsstaat und Familie definiert.

Zum Strukturwandel des Alters gehört auch, dass wir Generationen zunehmend weniger als kulturell fixiert sehen, wie das etwa Karl Mannheim postuliert hat, der davon ausgegangen ist, dass Generationen sich über Erfahrungen in der Adoleszenz ausbilden, d.h. in der Phase von der Jugend zur Erwachsenenphase. Heute wird davon ausgegangen, dass Mobilität und Wandel nicht nur intergenerationell sondern auch intragenerationell gegeben ist. Generationen sind als ein „flüssiges“ Gebilde zu verstehen, und zwar deshalb, weil die Kontexte, in denen die verschiedenen Alterskohorten altern stark von lokalen und lebensweltlichen Einflüssen bestimmt sind. Generationelle Identitäten sind kontingent, sie sind nicht biologisch festgelegt, sondern kulturell konstruiert.

3 Entwicklung, Wertewandel und Altern

Über lange Perioden hatten die Menschen in Europa die Vorstellung, die Welt sei einer metaphysischen Ordnung unterworfen, in der sich Mensch, Gesellschaft und Natur im Einklang befinden. In einer Welt, in der Zeit als ereignishaftes, zyklisches Geschehen verstanden wurde, gab es für die Vorstellung von Entwicklung wenig Raum. Erst mit der neuzeitlichen Erfahrung des sich beschleunigenden gesellschaftlichen Wandels im Gegensatz zu den relativ statischen Gesellschaften des Mittelalters vollzog sich ein Perspektivenwechsel in der Betrachtung gesellschaftlichen Handelns. Die Sicht einer von theologischen bzw. metaphysischen Prinzipien bestimmten Gesellschaft wurde abgelöst von der Erkenntnis, dass Sozialstrukturen einer ständigen Veränderung unterworfen sind (Spencer <1907> 1967).

Die Vorstellung von Veränderung bzw. Entwicklung ist also eine neuzeitliche Denkfigur. Um zu einer solchen Sicht zu gelangen, braucht es eine lineare Zeitvorstellung. Mit Hilfe der Uhr, einer nach dem Analogieprinzip funktionierenden Maschine, wird Zeit exakt messbar, in Abschnitte teilbar und beherrschbar. Die Wahrnehmung der Historizität führt zur Erkenntnis, dass Geschichte letzten Endes Entwicklung bedeutet. Mensch, Gesellschaft und Natur haben ihre Entwicklungsgeschichte. Erscheinungen der Gegenwart stellen somit das Ergebnis einer vorausgegangenen Entwicklung dar.

Im 18. und 19. Jahrhundert bedeutete Entwicklung „Bewegung, Prozess, Veränderung und Befreiung“ (Nohlen & Nuscheler 1992: 58). Grundlage für diese Sichtweise bildete der Kapitalismus, der als dynamisch eingestuft wurde und immer weitere Teile des gesellschaftlichen Lebens einbezog, sodass in der Folge von einer Marktgesellschaft gesprochen wurde. Damit war in den Industriestaaten nicht mehr nur die Wirtschaft durch die sich selbst-regulierenden Kräfte des Marktes bestimmt, sondern die gesamte menschliche Existenz. Es kommt zu einer Ökonomisierung des Alltäglichen (Polanyi 1957), nicht nur was produziert und verkauft bzw. gekauft wird wird zu einer Ware, sondern Boden, Arbeitskraft und die Organisation der Produktion selbst werden ökonomisiert.

Systematische und nachhaltige Änderungen der gesellschaftlichen Strukturen werden nach einem von William F. Ogburn (1972) eingeführten Ausdruck folgend als sozialer Wandel bezeichnet. Ogburn versteht unter sozialem Wandel Veränderungen in der Struktur eines sozialen Systems, wobei nicht jede Veränderung gemeint ist, sondern nur solche, die zu einer Veränderung des vorherrschenden Typus führen. Nach Ogburn ist ein Bestandteil des sozialen Wandels ein sogenannter *cultural lag*, d.h. eine

Differenz zwischen materieller und adaptiver Kultur. Die Verspätungsthese besagt, dass Veränderungen der materiellen Lebenssituation verzögert im kulturellen System nachvollzogen werden. Zum Beispiel führte die Einführung der Dampfmaschine zur Fabrik und erst viel später zur Veränderung der Rechte der Frauen, z.B. als Industriebeschäftigte.

Sozialer Wandel wird gemeinhin verstanden als Veränderung eines sozialen Systems insgesamt (große Teile seiner Struktur) oder seiner Teilsysteme. Von sozialem als einem gesellschaftlichen Wandel lässt sich erst dann sprechen, wenn er sich auf den verschiedenen Aggregatebenen niederschlägt: auf der Makroebene als Wandel großformatiger Strukturen (z.B. Fruchtbarkeit der Bevölkerung, Altersaufbau, wirtschaftliche Produktivität), auf der Mesoebene als Wandel z.B. der Struktur von Betriebsorganisation, von Städten, von kulturellen Einrichtungen, von sozialen Milieus und Lebensstilen, auf der Mikroebene als Wandel individueller Wertorientierungen, Handlungsmuster oder Lebensläufe (1998). Sozialer Wandel bezieht sich im Allgemeinen auf die Veränderung eines ökonomischen, psychischen oder sozialen Systems in Richtung auf Wachstum, Differenzierung und zunehmende Komplexität.

Die Forschung ist sich mittlerweile weitgehend einig darüber, dass in den sechziger/siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in den Gesellschaften der westeuropäischen Länder ein besonders tiefgreifender Wertewandel breit Fuß zu fassen vermochte, in dessen Verlauf sich eine neue übergeordnete Leitkultur etablierte, die sich seither weiter zu verstärken vermag und heute auch deutliche Globalisierungstrends aufweist. Dieser Wertewandel ist gekennzeichnet durch eine massive Bedeutungszunahme von Werten wie Freiheit/Autonomie/Individualität, Gleichheit, Humanität und eine deutliche Abwertung von Werten der Traditionalität, der unhinterfragten Konformität und Konventionalität. Dabei wird häufig vergessen, darf aber keineswegs vergessen werden, dass es sich bei den neu dominanten Werten um solche handelt, deren allmähliches Aufblühen zunächst vor allem in der Philosophie, ebenso in der Kunst und der Literatur eine jahrhundertelange europäische Tradition hat. In der Renaissance lässt sich ein erster elitärer Individualisierungsschub feststellen, der in der Reformation eine Fortsetzung fand. In der Aufklärung kam es zu einem ersten, nach wie vor elitären Höhepunkt des gesamten Wertebündels. Anschließend erfolgten zunächst in der amerikanischen Verfassung, und dann in der französischen Revolution erste breite gesellschaftliche Umsetzungsversuche. Ein weiterer bedeutender Zwischenschritt in diesem Wandlungsprozess ist sicher in der Deklaration der Menschenrechte

durch die UNO 1948 zu sehen. Fundamental ist der bezeichnete Wertewandel, weil eine Verlagerung von individueller Außen- zu Innenorientierung stattfand.

Die strukturelle Basis für diesen grundlegenden Wertewandelsschub in Westeuropa in den sechziger/siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts liegt zweifellos im wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit, der zunehmenden Technisierung und beginnenden Informatisierung, der hauptsächlich all diesen geschuldeten sogenannten Bildungs"revolution" ab den sechziger Jahren, der allgemeinen politischen Demokratisierung sowie der allmählich zunehmenden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Internationalisierung. Die Träger dieses Wertewandelsschubs waren hauptsächlich, wie überaus häufig bei grundlegendem Wandel, intellektuelle und wirtschaftliche Eliten.

Wichtig scheint es weiter zu betonen, dass sich die neuen dominanten Werte grundsätzlich von den früher dominanten unterscheiden, als sie sehr viel definitionsoffener sind und somit der immer wieder neuen individuellen und gesellschaftlichen Ausdeutung und Aushandlung im Hinblick auf ihre praktische Umsetzung bedürfen. Daraus entstehen wesentliche Unsicherheiten und Ambivalenzen, ein hin- und hergerissen Sein also, wie es dies in früheren Gesellschaften in diesem Umfang wohl nicht gab. Es dürfte für deren Verständnis besonders ergiebig sein, die moderne Gesellschaft als eine Gesellschaft zu charakterisieren, in der *Ambivalenzen* eine kennzeichnende Rolle spielen. Zugleich ist darauf hinzuweisen, dass Ambivalenzen nicht per se etwas Negatives sind, wie in der gängigen Alltagssprache suggeriert wird. Sie eröffnen Denk- und Handlungsräume, müssen aber als solche erkannt, akzeptiert und bewältigt werden.

Der moderne Wertewandel verweist auf eine Verlagerung der Perspektive des Handelns von außen nach innen. Das meint eine primär individuelle Innenorientierung betreffend vor allem auch Werte und Wertordnungen, und dies gegenüber der früher dominanten Außenorientierung an gesellschaftlichen Vorgaben, Konventionen usw.. Das hängt damit zusammen, dass Autonomie im Mittelpunkt dieser Wertordnungen, im Mittelpunkt dieser neuen Leitkultur steht. Autonomie macht frei und ist Zeichen von Freiheit, aber soziale Bindungen werden somit fragil. Die Entwicklung der eigenen Individualität und die Selbstbehauptung in allen Lebenslagen, die individuelle Entscheidungsfähigkeit angesichts zunehmender Möglichkeiten, aber auch Ambivalenzen werden zu unausweichlichen Kriterien, dem Leben mit all seinen Anforderungen gewachsen zu sein. Verantwortlich ist nun vorab jeder für sich selbst, und schuld ist man für alles Misslingen auch vorab selber. Das führt nicht nur zu vielen Chancen,

sondern auch zu zahlreichen Überforderungen. Dass sich Depressionen als extreme Ausdrucksform unbewältigter Überforderungen als *die* typische und zunehmende Zivilisationskrankheit in modernen Gesellschaften präsentieren, ist allgemein bekannt. Der französische Soziologe Alain hat zudem überzeugend gezeigt, welche fundamentale Bedeutung heute allgemein dem neuen Sprachspiel um die seelische Gesundheit in Theorie und Praxis zukommt (Ehrenberg 2004). Ein weit verzweigter, ständig wachsender Markt für Rezepte und Therapien hat sich entwickelt, wie das Leben aktiv und gut bewältigt werden kann, wie inneres Gleichgewicht und emotionale Balance angesichts äußerer Widrigkeiten herzustellen, und wie Glück – auch ein heute viel evozierter und sehr hoch eingestufte Wert – zu finden sei.

Hinter die heutigen Autonomiemöglichkeiten möchte niemand zurück, auch den heute älteren Generationen bedeuten sie Grundlegendes. Diese Autonomiemöglichkeiten waren diesen Generationen nicht „in die Wiege“ gelegt. Sie haben im Verlauf ihres Lebens lernen dürfen und auch müssen, mit ihnen umzugehen und haben sie auch schätzen gelernt. Wir alle wissen und werden auch immer wieder darauf hingewiesen, wie wichtig und auch wie schwierig es ist, die Autonomie der Mitmenschen so weit wie irgend möglich, zu respektieren. Nicht vergessen sollten wir dabei aber, dass es heute auch im zwischenmenschlichen Miteinander immer wieder und überall zu Autonomiezumutungen kommt, die alleine schon zu massiven Überforderungen führen. Wenn von mir gefordert wird, zum Beispiel über mich selbst betreffende Sachverhalte zu entscheiden, ohne dass ich über die nötigen Entscheidungsgrundlagen auch auf der Erfahrungsebene verfüge, so kann dies natürlich nur fehlschlagen. Gleiches trifft zu, wenn es um Entscheidungen gegenüber einer unübersichtlichen Umwelt geht, sei dies etwa im politischen oder auch im wirtschaftlichen Bereich. Die Folge ist Hilflosigkeit, die sich einen Ausweg in nicht rationalen Sicherheitsanforderungen oder auch in emotionalen Kurzschlüssen sucht.

Der hier dargestellte Wertewandel verweist auf grundlegende Veränderungsprozesse im kulturellen Gefüge spätmoderner Gesellschaften.

4 Vom sozialen zum kulturellen Wandel: Erkenntnisse der Kulturgerontologie des Alters

Der Begriff der Kultur ist ein *Wertbegriff* und dementsprechend wohnt jeder Kultur eine Präferenz für die eigene und eine Abgrenzung gegenüber anderen Lebensformen inne. Wesentlich ist aber dabei für die Gegenwart, dass Kultur nicht etwas Selbstverständliches ist, sondern verhandelt wird, womit auf die Risiken und Nebenfolgen sozialer Entwicklungen hingewiesen wird. Kultur ist jedenfalls ein komplexes, vielschichtiges Phänomen und deshalb schwierig zu definieren. Früher verband man mit Kultur die besonderen Leistungen eines Volkes auf den Gebieten der Kunst, Musik oder Architektur. In ähnlicher Weise betrachtete man Kultur als etwas, was man hat oder was man nicht hat. Jemand hatte Kultur, wenn er oder sie über das Wissen und die Lebensformen der Eliten verfügte. Unkultiviert waren die anderen. Heute wird Kultur eher verstanden als ein *System geteilter Überzeugungen, Werthaltungen und Normen*, das eine Gruppe von einer anderen unterscheidet.

Ein Element, welches das Feld der unterschiedlichen Definitionen und Verwendungsweisen eint, ist das der Bedeutung und des Sinns sozialer Welten (Twigg & Martin 2015). Kultur kann also verstanden werden als Kern menschlicher *Sinnstiftung*. Diese überraschende These klingt schon bei *Max Weber* zu Beginn des 20. Jahrhunderts an. Kultur, so sagt er, sei »vom Standpunkt des Menschen aus [ein] mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens« (Weber 1904, S. 223). Wer diesen Satz im Jahr 2015 liest, ist erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit Weber der Kultur eine sinnstiftende Funktion zuspricht. Diese Sichtweise ist den empirischen Sozialwissenschaften weitgehend verloren gegangen. Man kann Webers Vorstellung von Kultur verstehen als einen Rückgriff auf eine existentielle Ressource, die der Welt einen Sinn verleiht. Anders gewendet könnte dies heißen: Kultur ist der Sinnstifter für unsere endliche Existenz und gleichsam die Brücke zwischen Leben und Tod.

Entscheidend ist, wie Hans-Georg Pott (2007) formuliert hat, dass nicht von einem fertigen Menschenbild ausgegangen wird, wie er zu sein hat, sondern dass der Entwurfscharakter des Menschen und seine Sinnpraxis betont werden. Das bedeutet, dass der Mensch als Möglichkeit, Potenzialität, Vermögen existiert und nicht durch genetische und soziale Codes vollständig determiniert ist. Die Möglichkeiten nehmen keineswegs ab, wenn der Mensch älter wird, es sei denn die Körperfunktionen sind erheblich

eingeschränkt – aber auch hier zeigen neuere Forschungen zur Demenz ein plastisches Antriebsgeschehen, welches Sonja Ehret (2010) als Propulsivität bezeichnet.

Zu den wichtigsten Vermögen des Menschen gehört sein *beständiger Sichtwandel*. Der Mensch ist fähig, seine Sinnentwürfe und Wertvorstellungen andauernd zu ändern. Sonst gäbe es keine Gelassenheit und Weisheit im Alter. Dass der Mensch sich auch von der Gesellschaft abwenden und vergessen kann, gehört ganz wesentlich zu diesen Möglichkeiten des Sichtwandels. Im höheren Alter ist die Potenzialität deutlich von Negativitäten (Verlusten von nahen Angehörigen) und Fragilitäten (Behinderungen) geprägt.

4.2 Die kulturelle Wende in der Altersforschung

Die Gegenwartsgesellschaft ist von einem fundamentalen kulturellen Wandel begleitet, der sich in einer hohen Fluidität, Unbestimmtheit und Reflexivität äußert. Dieser hat einen Perspektivenwechsel weg von sozialen Strukturen und materiellen Lebensbedingungen hin zu einer kulturellen Sicht des Alters gebracht. Als besonders prononcierte Vertreter des „cultural turn“ in der Gerontologie gelten Christopher Gilleard und Paul Higgs (2000). Dabei handelt es sich um eine Betrachtungsweise, welche die älteren Menschen als aktiv Handelnde sieht, die auf die neue pluralistische Kultur der Gesellschaft sowohl reagieren als auch zu ihr beitragen. Es wird ein Wechsel von einer organisierten und klassenorientierten Lebensordnung zu individuelleren und „privateren“ Lebensstilen vollzogen. Je älter wir werden, desto verschiedener sind wir voneinander. Viele ältere Menschen gestalten ihr Leben nach der Pensionierung aktiv und selbstbestimmt. Pensionierung ist zwar ein wesentlicher Übergang von der Erwerbs- in die Altersphase, sie ist aber nur für eine Minderheit mit dem Gefühl verknüpft, alt zu sein. Über die kulturelle Sicht des Alters und Altern soll das Subjekt in den Vordergrund gerückt werden.

Woher kommt nun die Vorstellung von den Kulturpotentialen des Alters?

Vor allem aus den Biowissenschaften heraus wird die Vermutung geäußert, dass der entscheidende Fortschritt bei der Gestaltung des Alterns darin besteht, das genetische Programm des Alterns zu verstehen. Diese Grundannahme muss bezweifelt werden, denn ein stark entwickeltes genetisches Programm des Altwerdens existiert wahrscheinlich nicht.



Die gesellschaftliche Langlebigkeit wird ganz wesentlich von umweltbezogenen Lebensbedingungen und Lebensformen geprägt. Und auch auf individueller Ebene gelten Umwelt- bzw. Kulturfaktoren als wesentlich. Der Molekularbiologe Caleb Finch schreibt (2007), dass „Genetic influences on aging are not strong at later ages This implies the importance of environmental factors.“ Also: Genetische Einflüsse sind nicht so stark, was das Alter angeht. Je länger das Leben, desto notwendiger wird eine kulturelle Betrachtung (Fry 2000).

Das Kulturelle trägt eine entscheidende Verantwortung für das, was man die moderne Menschwerdung, die Vollendung des evolutionär Unvollendeten, aber auch das künftige Überleben des Homo sapiens bezeichnen kann. Dass die Genetik des Alters nicht stark vorgeformt ist, ist deshalb so, weil die sich über Tausende von Jahren erstreckende evolutionäre Entwicklung des menschlichen Genoms vor allem auf die Phase des Wachstums und der Reproduktion und nicht auf das Alter ausgerichtet war. Prozesse der genetischen Selektion und des genetischen Fortschritts waren eine Sache der ersten Lebenshälfte.

Die Zunahme der Lebenserwartung während der letzten hundert Jahre ist keineswegs eine Konsequenz der Veränderung des Genoms. Sie ist vor allem eine Konsequenz der kulturellen Entwicklung, also der Verbesserung von materiellen, psychischen, sozialen, ökonomischen und medizinischen Faktoren. Hierbei spielten das Gesundheitsverhalten und die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Medizin und Verhaltenswissenschaften eine besondere Rolle. Auch heute ist es so, dass *Veränderungen im Lebensstil* den größten unmittelbaren Fortschritt in der Lebenserwartung versprechen. Der amerikanische Mediziner James Fries (1983) schätzt beispielsweise, dass gegenwärtig durch falsche Ernährung, fehlende lebenslange Bildung, Rauchen, fehlende körperliche Fitness und überstarken Alkoholkonsum mehr als 6 Jahre potentieller Lebenserwartung verlorengehen. Im menschlichen Verhalten und Handeln, nicht nur in der Veränderung des Genoms, liegen für die allgemeine Bevölkerung also entscheidende Quellen des Fortschritts in Gesundheit und Lebenserwartung, zumindest was die mittelbare Zukunft angeht.

Die kulturelle Wende in der Gerontologie ist assoziiert mit fünf Diskussionssträngen. Diese sind *Identität und Subjektivität* (Steinfert 2010; Twigg & Martin 2015; Keupp 2015), *Diskontinuität/Transformation* (Dill 2015), *Körper und Körpergestaltung*, *Visualität* (Twigg & Martin 2015; Featherstone & Hepworth

Neue Kultur des Alterns



2000; Schroeter 2014), die *Zeit-Raum-Perspektive* (Twigg & Martin 2015; Rößler, Köster, Stiel & Heite 2015) und *Anders Altern/ Gelingendes Altern* (Zimmermann 2015; Kumlehn & Kubik 2012).

5 Identität und Subjektivität

*„Das Ich altert nicht“
Hanna Arendt*

Identitätsrelevante Vorstellungen vom Alter stehen in einem engen Zusammenhang mit den gesellschaftlichen und ökonomischen Imperativen (Keupp 2015). Diese Imperative haben sich von der modernen zur spätmodernen Gesellschaft stark verändert. An die Stelle von Rückzug und wohlverdienten Ruhestand sind Aktivität und Engagement getreten. Es sind Imperative, die von entsprechenden wissenschaftlichen Alterskonzepten begleitet werden. Dazu gehören Disengagement- und Aktivierungskonzepte sowie Erfolgreiches Altern. Von daher stellen sich nach Heiner Keupp zwei zentrale Fragen: Wie kann vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Bedingungen und Imperative eine selbstbestimmte Altersidentität entstehen, die nicht heteronom bestimmt ist? Und wie kann Altersidentität am Lebensende aussehen, wenn Aktivitäts- und Anti-Ageing-Konzepte ihre Bedeutung verlieren?

Verstehen wir unter Identität das Erleben einer Einheit der eigenen Person, dann ergeben sich aus einer soziologischen Perspektive eine Reihe von Herausforderungen aufgrund des tiefgreifenden Wandels sozialer Institutionen und Wertvorstellungen im Zuge des Modernisierungsprozesses. Durch den Strukturwandel der Gesellschaft verlieren Vorstellungen an Aussagekraft, die Identität als etwas bestimmen, die ein Individuum unverwechselbar und klar von der Umwelt und anderen abgrenzt. Identitäten sind, wie das Amartya Sen (2007: 34) formuliert hat, „entschieden plural“ und die Wichtigkeit einer Identität muss nicht die Wichtigkeit einer anderen Identität zunichte machen. Kein Mensch ist eine Insel. Jeder reale Mensch gehört in Wirklichkeit vielen sozialen Gruppen an. Und jede dieser Gruppen kann dem Individuum ein Gefühl von Zugehörigkeit und Loyalität vermitteln. Die Eingebundenheit in eine Seniorengruppe schließt nicht aus, auch einer anderen oder auch mehreren Gruppen anzugehören. Damit wollen wir für eine Neue Kultur des Alter(n)s plurale Zugehörigkeiten und soziale Kontexte postulieren. Die Identitätsarbeit besteht darin zu entscheiden, welche unserer Identitäten bedeutsam sind und die relative Bedeutung der verschiedenen Identitäten abzuwägen (Sen 2007: 38).

Wird mit der Vorstellung von Identität und Subjektivität stärker auf die Handlungsfähigkeit des Individuums hingewiesen, dann wird die Plastizität menschlichen bzw. gesellschaftlichen Handelns hervor-

gehoben. Beobachtbar ist diese Plastizität über kunsthandwerkliche Tätigkeit, über Fotografie, über (autobiographische) Romane. Diese Ausdrucksformen ermöglichen es, das Alter zu reflektieren, zu verstehen und zu verändern. In diesem Kontext ist es insbesondere die Expansion der Konsumkultur, die eine neue „Arena“ geschaffen hat, in der Subjektivität gelebt und gestaltet wird. Alter und Altern wird mit diesem Erkenntniszugang nicht (mehr) primär als etwas objektiv Gegebenes, als ein „von außen“ zu betrachtendes Phänomen verstanden, sondern als etwas Subjektives, als etwas, was die Menschen selbst gestalten (Steinfort 2010). Zu erfassen versucht wird die Individualität über Autobiographien oder Erzählungen. Die wesentliche Blickverschiebung, die dadurch geschieht und weshalb von einer neuen Kultur des Alters gesprochen werden kann, geht in Richtung Diversität des Alters. Menschen gleichen sich im höheren Lebensalter nicht zunehmend an und bilden eine homogene soziale Gruppe, sondern weisen vielmehr eine größere Unterschiedlichkeit auf als in jüngeren Lebensjahren. Altern ist als Prozess zu verstehen und nicht als ein fixierter, unveränderlicher Status.

Die massiven qualitativen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die sowohl die Jugend als auch das Alter erfasst haben, erbringen jedenfalls sowohl Chancen als auch Risiken. Differenzierung, Pluralisierung und Enttraditionalisierung setzen das Individuum zunehmend frei aus vertrauten Bindungen wie Klasse, Beruf, Kirche, Familie und Geschlechterverhältnisse. Identität kann und muss unter diesen Bedingungen sehr viel radikaler konstruiert und ständig modelliert werden, weil rahmende Institutionen an Bedeutung verlieren. Es kann geradezu von einem explosiven Pluralismus gesprochen werden. Daraus entstehen Chancen für mehr Selbstbestimmung aber auch Risiken des Scheiterns. Auf diese Risiken weist Ehrenberg (2004) hin, wenn er vom „erschöpften Selbst“ spricht. Deutlich gemacht werden soll damit, wie eng Identität mit gesellschaftlichen Entwicklungen zusammenhängt. Jung und Alt brauchen eine neue Identität, die wir vor dem Zustand einer (Welt-)Risikogesellschaft als reflexive Identität benennen wollen.

In Gesellschaften der Langlebigkeit, in der das Individuum von einer „sicheren Lebenszeit“ ausgehen kann, wie das Arthur Imhof (1988) formuliert hat, reicht die Konstanz und Erhaltung einer einmal gewonnenen Identität nicht aus, sondern verlangt ist lebenslanges Lernen. Das ist auch deshalb notwendig, weil das hohe Lebensalter ein Novum im Gesellschaftsgefüge darstellt und normativ unterbestimmt ist. Ob und inwieweit die Selbstgestaltung des Individuums über den Lebenslauf Phasen oder Stufen folgt, ist empirisch zu klären.



Vermutet wird, dass die sozialgeschichtlich konzeptualisierte sichere Lebenszeit für Jung und Alt je unterschiedliche Auswirkungen auf die Identitätsarbeit hat. Befinden sich die Jungen in einer Art Seinsvergessenheit, weil sie das Gefühl einer grenzenlosen Zeit haben, kann für die Alten die Identitätskonstitution als Auseinandersetzung mit einer begrenzten Zukunft verstanden werden. Deutlich gemacht werden soll über diese Diskussion die Verschränkung von Identität und Lebenslauf. Sowohl alte als auch junge Menschen brauchen eine neue Identität vor dem Hintergrund des langen Lebens. Als Annäherung könnte von einer *temporalen Identität* gesprochen werden.

Ein weiterer Zugang zum Identitätskonzept, der neu zu bestimmen ist, betrifft die generative Identität. Wie beschreibt Cicero die Beziehungen zwischen den Jungen und Alten in der römischen Antike in seiner Schrift „Cato der Ältere über das Greisenalter“? Es sind die jungen Männer, die die Staaten erschüttern, die alten hingegen, die sie aufrechterhalten und wiederherstellen. Wenn auch das Gedächtnis abnimmt, so hindert diese Veränderung nicht daran, die Jungen zu belehren. Nichts macht mehr Freude, als im Alter umringt zu sein von lehrbegierigen jungen Leuten. Was kann wohl herrlicher sein, als eine solche Tätigkeit.

Die Geschichte von Cicero soll zeigen, dass Identität generational bestimmt und hergeleitet ist. Beziehungen zwischen Jung und Alt haben immer wieder die Literatur, die Wissenschaft und die Öffentlichkeit interessiert. Das Thema der Generationenbeziehungen ist gegenwärtig wieder relevant, weil tiefgreifende Wandlungen im Verhältnis der Generationen zueinander in den Bereichen Soziale Sicherheit, Pflege und Betreuung gegeben sind. Das Generationenthema ist gleichermaßen populär wie kontrovers. Besteht eine Kluft, ein Konflikt oder gar ein Kampf zwischen den Generationen? Oder haben wir es mit sozialer Gleichgültigkeit zu tun? Die Lebenswelten von Jung und Alt sind oft weit voneinander entfernt. Während viele Junge in einer Welt des technischen Fortschritts zu Hause sind und über weite räumliche Distanzen vernetzt sind, verbringen manche Alte ihre Zeit allein oder in Heimen – fernab vom Rest der Gesellschaft. Offen ist, wie die neuen Formen der je spezifischen generationalen Vergesellschaftung das Selbstverständnis jüngerer sowie älterer Menschen beeinflussen.

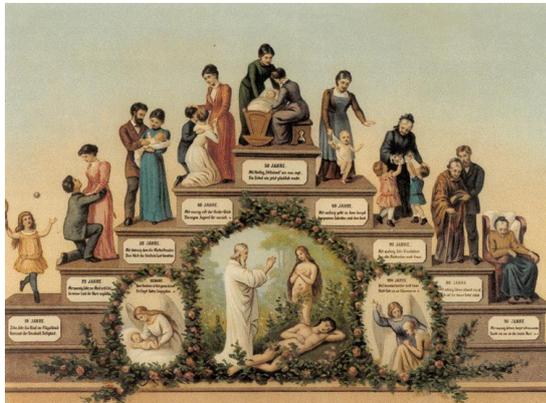
Wenn von Jung und Alt im Generationenzusammenhang gesprochen wird, dann ergeben sich verschiedene Überlegungen für die Frage der Identität. Da ist zunächst die Frage, ob von einer intra-generationalen Identität gesprochen werden kann. Jung und Alt, so die Generationenforschung, entwickeln seit den 1960er Jahren ihre Identität unter Bezugnahme auf die eigene Generation, die Gleich-

altrigengruppe. Die Erosion dieser Verortung über das Web 2.0 verlangt eine neue Identitätskonstitution. Die zweite Frage betrifft die Identitätsarbeit in Hinsicht auf vorangegangene bzw. nachfolgende Generationen. Die generative Identität geht über die Identitätskonstitution im Rahmen des eigenen Lebenslaufs hinaus und ist etwa dort besonders gefordert und neu zu bestimmen, wo traditionelle Lebensentwürfe in Richtung Familie und Nachkommen an Bedeutung verlieren.

Aus gerontologischer Perspektive ist für die Spätlebensphase eine neue Identität angezeigt. Diese braucht es, um stereotype Altersbilder und altersbezogene Vorurteile zu korrigieren. Sowohl eine Defizitperspektive als auch die Aktivismusperspektive ist unzureichend für die Selbstkonstitution. Um Verfestigungen und Erstarrungen zu reduzieren wird an dieser Stelle eine fluktuierende Identität als günstig eingeschätzt.

Wie könnte nun die Identitätsarbeit im Zusammenhang mit einer neuen Kultur des Alters aussehen? Das Ziel einer solchen Identitätsarbeit sollte auf die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn gerichtet sein (Keupp 2015). Während in früheren gesellschaftlichen Epochen auf vorgefertigte Identitätsmuster zurückgegriffen wurde, die aus Kirche, Parteien, Klassenzugehörigkeiten kamen, geht es in der Spätmoderne um die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum Selbsttätigwerden, geht es um Identitätsarbeit. Identitätsarbeit ist dabei nicht mehr Anpassung an bestehende (unhinterfragbare) Normen, sondern Passungsarbeit zwischen einer enttraditionalisierten Gesellschaft und der Eigensinnigkeit der Individuen. In dieser Passungsarbeit entstehen dabei nicht zwingend konsistente Muster und damit eine in sich gleichbleibende Identität, sondern es entstehen multiple Identitäten. Es entsteht weder eine stabile Identität über den gesamten Lebenslauf noch kommt es zu Entwicklungsphasen wie sie Erik Erikson formuliert hat. Identitätsarbeit ist vielmehr ein ständiger Herstellungsprozess, der nicht mit dem Ziel der Anpassung stattfindet sondern eine Passung sucht zwischen den eigenen individuellen Wünschen und der gesellschaftlichen Realität.

Neue Kultur des Alterns



Lebensstufenmodell (ca. 1900)¹

	1	2	3	4
I Säuglingsalter	Vertrauen gg. Misstrauen			
II Kleinkindalter		Autonomie gg. Scham und Zweifel		
III Spielalter			Initiative gg. Schuldgefühl	
IV Schulalter				Wirksamkeit gg. Minderwertigkeitsgefühl
V Adoleszenz	Zeitperspektive gg. Zeitkrisen	Selbstgewissheit gg. positive Identitätsbewusstheit	Experimentieren mit Rollen gg. negative Identitätswahl	Zeitraum zur eigenen Leistung gg. Arbeitslosigkeit
VI Frühes Erwachsenenalter				
VII Erwachsenenalter				
VIII Reifes Erwachsenenalter				

5	6	7	8	
Unipolarität gg. vorrangige Selbstdifferenzierung				I Säuglingsalter
Bipolarität gg. Autonomie				II Kleinkindalter
Spät-Identifikation gg. (dipole) Pluraisie-Identitäten				III Spielalter
Arbeits-Identifikation gg. Identitätskompetenz				IV Schulalter
Identität gg. Identitätsdiffusion	Sexuelle Identität gg. sexuelle Diffusion	Führungspolarisierung gg. Autoritätsdiffusion	Ideologische Polarisierung gg. Diffusion der Ideale	V Adoleszenz
Solidarität gg. soziale Isolierung	Intimität gg. Isolierung	Generativität gg. Selbstabsorption		VI Frühes Erwachsenenalter
			Integrität gg. Lebens-Eklat	VII Erwachsenenalter
				VIII Reifes Erwachsenenalter

Lebensstufenmodell von E. Erikson (1959)

Erik Erikson ist 1959 in seinem epigenetischen Schema der Identitätsentwicklung von drei Grundannahmen ausgegangen, die in der Spätmoderne ihre Bedeutung verloren haben (Keupp 2008). Nach seinem Modell folgt der Lebenslauf erstens einem kontinuierlichen Stufenmodell. Zwar ist dieses Modell nicht mehr – wie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – als Lebensbogen aufgespannt mit dem 50. Lebensjahr als Höhepunkt, nichtsdestoweniger unterstellt es einen regelhaft-linearen Entwicklungsverlauf. Zweitens kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass Identitätsarbeit hauptsächlich in der Adoleszenz stattfindet und von dorthin die weiteren Entwicklungen festlegt. Drittens ist als Folge der Individualisierung von multiplen Identitäten auszugehen und nicht von einem bipolaren Geschehen, wie das Erik Erikson formuliert hat. Warum ist das so? Peter A. Berger (2010) sieht als Folge erhöhter Mobilität eine Abnahme der Homogenität von Milieus in der Gesellschaft und damit auch eine Abnahme singulärer Zugehörigkeiten. Und es kann von keiner gesicherten und stabilen Identität ausgegangen werden. An die Stelle von Kontinuität, Kohärenz und Fortschritt, sind Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Kontingenz getreten. Dabei gilt es noch einmal besonders auf die Bedeutung des langen Vierten Lebensalters in seinem Einfluss auf die Identitätsgestaltung hinzuweisen. Hier geht es um eine reflexive Auseinandersetzung mit Multimorbidität und Abhängigkeit. Gelingt die Identitätsarbeit besser, wenn von einer *dualen Identität* ausgegangen wird? Gemeint ist damit einerseits ein/ das Ich in seiner „Unversehrtheit“ und Integrität nach außen hin und andererseits ein/das Ich als abhängige und oftmals fremde Gestalt, das sich in die Hände anderer Menschen begibt. Gerade unter Bedingungen von Demenz erleben Angehörige die pflegebedürftige Person in dieser Zweifaltigkeit. Möglicherweise

¹ http://www.dhm.de/archiv/ausstellungen/lebensstationen/bilder_750/1_178.gif

ist dieser „Blick“ auch für pflegende Angehörige hilfreich, um besser verarbeiten zu können, dass die geliebte Person zwar noch immer die geliebte Person ist, aber gleichzeitig auch eine hilfebedürftige und damit „andere“ Person ist. Auf die salutogene Wirkung des dualen Blicks in der Pflegebeziehung mit Menschen mit Demenz hat Pauline Boss (2006) hingewiesen.

Damit die Identitätsarbeit im Alter gelingt braucht es eine Reihe von Ressourcen. Zu diesen Ressourcen zählt „Sinn“. Und dieser ist im Alter bzw. hohen Alten prekär. Einmal liegt das daran, dass nur wenig aus einem Reservoir allgemein geteilter Werte gezogen werden kann, weil die lange Lebensphase Alter eine neue historische Gestalt ist. Und es liegt auch daran, dass die Sinnkonstruktion als individuelles Projekt verstanden wird. Eine weitere Ressource ist Anerkennung. „Ohne Kontext der Anerkennung“, schreibt Heiner Keupp (2015: 40), „ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen“. Anerkennung ist in der Spätmoderne nicht selbstverständlich, sie muss erworben werden. Nehmen wir das Beispiel der Anerkennung des Alters, der Anciennität über die Erfahrung in der Erwerbsarbeit, dann hat hier ein starker Entwertungsprozess stattgefunden. Eine mögliche Alternative zur Erwerbsarbeit bildet die Freiwilligenarbeit. Sie bietet Anerkennung und Sinnstiftung. Eine dritte Ressource ist Zugehörigkeit. Es handelt sich dabei um das Wir-Element der Identität. Gelingende Identitätsarbeit braucht soziale Inklusion. Wird diese soziale Inklusion im gesellschaftlichen Nahraum verortet, dann geht es in einer neuen Kultur des Alters um *posttraditionale Ligaturen* (Keupp 2015). Gemeint sind damit soziale Beziehungen jenseits familialer oder nachbarschaftlicher Einbettung. Es geht um Rollenverteilungen, die individuelle Bedürfnisse in den Vordergrund schieben und um Beziehungen, in denen Aufgaben und Grenzen ausgehandelt werden.

In Anlehnung an Heiner Keupp (2015) sehen wir – zusammenfassend - seit den 1950er Jahren drei Phasen von Alternsvorstellungen, die die Identitätskonstitution im Lebensverlauf beeinflussen.

Da ist die zunächst die Phase zwischen 1950 und 1970, in der das Ich durch eine starke Außenorientierung bestimmt war, sich angepasst hat und als Maxime die Selbst-Kontrolle gegolten hat.

- Alter ist normiert
- Alter ist eine klar bestimmte Phase in der Normalbiographie
- Die Pensionsphase ist eine Ruhestandsphase
- Die Alten repräsentieren die „alte Ordnung“
- Familien sind für die letzte Lebensphase verantwortlich

Die zweite Phase, die für den Zeitraum der 1970er bis 1990er Jahre angesetzt werden kann, ist durch Innenorientierung gekennzeichnet. Das Selbst emanzipiert sich und die Maxime lautet: Selbst-Verwirklichung.

- Alter wird entthront
- Auflösung der Normalbiographie
- Eskalierender Generationenkonflikt
- Die normierenden Botschaften der Alten werden radikal in Frage gestellt
- Hohes Lebensalter im Welfare Mix

Schließlich benennt Keupp eine dritte Phase von Altersvorstellungen ab den 1990er Jahren. Für diese Phase gilt für das Individuum eine Innen-/Außen-Orientierung, die eine neue Vermittlung von Selbst und Umwelt verlangt. Die Maxime ist: Selbst-Management.

- Verlängerte nachberufliche Lebensphase (Arbeiten bis 67)
- Ansprüche auf Lebensgenuss
- Die Neuen Alten inszenieren sich selbst (Doing Age)
- Vielfalt und Offenheit von Lebensformen im Alter
- Hochaltrigkeit als Problem

6 Gestaltete Diskontinuität – Transformation – Disruptive Ageing

In der sozialwissenschaftlichen Altersforschung hat in den späten 1980er Jahren die Kontinuitätstheorie von Robert Atchley (1999) eine starke Rezeption ausgelöst. Kontinuität ist die Konsistenz in den allgemeinen Gedanken-, Verhaltens-, Beziehungs- und Wohnumfeldmustern über die Zeit (Atchley 1999: 148). Das Kernstück der Kontinuitätstheorie besteht in der Annahme, dass im Erwachsenenalter das wichtigste Ziel darin liegt adaptive Veränderungen in der Entwicklung vorzunehmen (Atchley 1999: 5f). Die Kontinuitätstheorie ist konstruktivistisch; sie basiert auf der Annahme, dass Menschen, als Reaktion auf die gemachten Ereignisse im Leben, jeweils individuelle Konstrukte, eine Art Blick, auf die Geschehnisse der Welt und die dahinterliegenden Gründe entwickeln.

Die Kontinuitätstheorie ist nach Atchley keine Theorie erfolgreichen Alterns. Er schließt sie von dieser aus, weil er behauptet, dass sie keine bestimmten Outcomes der Adaption vorhersagt. Da die Kontinuitätstheorie lediglich vorhersagt, dass Menschen als erste Strategie auf Veränderungen Kontinuität wählen werden.

Bei der Kontinuitätstheorie handelt es sich um eine Akteurstheorie. Sie geht davon aus, dass Menschen Ziele haben, in deren Richtung sie sich hin entwickeln. Zu diesen Zielen gehört die Idealvorstellung von ihnen selbst, ihren Aktivitäten, Beziehungen und auch ihrer Umgebung. Diese Ziele stellen den Hauptgrund für die Selbstbemühungen dar. Sie sind zwar durch die Sozialisation und die Verortung innerhalb der Sozialstruktur bedingt, jedoch nicht ausschließlich durch diese. Auch die gemachten Erfahrungen können Ziele beeinflussen (Atchley 1999: 11).

Die Kontinuitätstheorie geht nicht davon aus, dass das Ich durchgehend gleich bleibt. Es findet Wandel statt, jedoch ohne große Brüche. Wandel wird in die eigene Lebensgeschichte eingebaut, und zwar, so dass es zu keinen größeren Ungleichgewichtszuständen kommt. Das Kontinuitätskonzept beruht auf aktiven Konstruktionen mit dem Ziel Berechenbarkeit im sozialen Mikrobereich herzustellen.

Günstig ist nach Atchley die Beibehaltung einer externen Kontinuität. Wohnungswechsel etc. werden deshalb nicht angestrebt, weil sie eine Neuordnung der internen Kontinuität verlangen und das eher vermieden wird. Es soll hier gar nicht auf die empirischen Ergebnisse eingegangen werden, die diese Annahme widerlegen, sondern vielmehr darauf verwiesen werden, dass es sich um ein defensives Persönlichkeitskonzept handelt, welches primär anpassungsorientiert ausgelegt ist. Wohnungswechsel

findet nicht deshalb nicht statt, weil das Individuum Kontinuität sucht, sondern weil die Angebote unattraktiv sind. Aber: Kann nicht davon ausgegangen werden, dass es sich dabei möglicherweise um Kohorteneffekte handelt? Dass die Kriegs- und Nachkriegsgeneration besonders daran interessiert ist, individuell Sicherheit herzustellen und sich anzupassen.

Im Gegensatz zu kontinuierlichkeitstheoretischen Überlegungen gehen neuere Forschungen, die die hohe Dynamik und Geschwindigkeit von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen in den Blick nehmen davon aus, dass Diskontinuität das wesentliche Merkmal in spätmodernen Lebens- und Arbeitszusammenhängen ist (Steinberg & Lauenroth 2015). Auf die entstandene Pluralität in der Spätmoderne wird nicht primär mit Orientierungslosigkeit und Verlustempfindungen reagiert, sondern die entstandenen Leerräume werden gestaltet. Die empirisch sichtbar werdende Diskontinuität in den Biographien wird über die sich stark wandelnden Lebensbedingungen erklärt. Diskontinuierliche Lebensbiographien können als eine Kette von Transitionen verstanden werden, die soziale Positionswechsel anzeigen. Wesentlich für diese andauernde Diskontinuitätserfahrung ist die Interaktion zwischen sich verändernden externen Handlungsanforderungen und sich wandelnden Selbstkonzepten des Subjekts. Aus der Perspektive der Kontinuitätstheorie erscheinen Übergänge als Brüche, als Brüche in einem linear gedachten Lebenslauf. Damit wird übersehen, dass diese Übergänge weniger eine Statuspassage sind oder der Aufstieg von einer Stufe zur nächsten im Lebensverlauf, sondern ein dynamisch-relationales Geschehen. Es ist die Bewegung selbst, die über das Diskontinuitätskonzept in den Blick gebracht wird und nicht so sehr das Vorher und Nachher, wie dies über die Kontinuitätsvorstellung geschieht.

Interessante Überlegungen finden sich in der Verknüpfung des Diskontinuitätskonzepts mit den Erwerbsverläufen von älteren Beschäftigten. Hier kommt Kurt-Georg Ciesinger (2015) zu folgender These: Die wichtigsten Innovationsträger werden in Zukunft ältere Menschen mit bunten Lebensläufen sein (S. 184). Dahinter steht die Annahme, dass diskontinuierliche Erwerbsbiographien mehr unterschiedliches Wissen erzeugen und dadurch ein breiterer Erfahrungsschatz entsteht. Dieser breitere Erfahrungsschatz hat ein höheres Innovationspotential als das Erfahrungswissen, das über eine lange Erwerbsphase ohne Wechsel entsteht. Kompetenzprofile sind umso wertvoller, je heterogener sie sich darstellen.



Drei Bedingungen sind notwendig, um Diskontinuität leben zu können. Die erste Bedingung ist individuelle Initiative und Gestaltung der vorhandenen Potentiale und Spielräume. Die zweite Bedingung sind Bildungsangebote, die die Kompetenzentwicklung für ein Leben mit Diskontinuität ermöglichen. Die dritte Bedingung ist Wertschätzung von Diskontinuität. Die soziale Wertschätzung nichtlinearer Kompetenzentwicklungen ist eher gering (Ciesinger 2015). Vielfach werden diese Biographien als Verlierer-Karrieren bewertet. Auch wenn dies als überkommenes und vielleicht auch auf unseren Kulturraum begrenztes Phänomen erscheinen mag, ist die Geringschätzung von Diskontinuität hier und jetzt gesellschaftliche Realität. Nur wer mit seiner diskontinuierlichen Biographie erfolgreich geworden ist, kann mit Wertschätzung rechnen.

Es sind also bunte Lebensverläufe, die zu einer Neue Kultur des Alter(n)s führen. Es braucht dazu die Akzeptanz multipler Kompetenzpersönlichkeiten und nicht homogene Identitäten, die ihren Kristallisationspunkt in dem Satz „Ich bin, der ich bin“ finden.

Diskontinuität im Lebenslauf ist aber nicht gleich Diskontinuität. Sie kann aus der Perspektive eines Normalarbeitsverhältnisses unter Bedingungen von Arbeitslosigkeit als Bruch verstanden werden. Diskontinuität bedeutet dann unfreiwilliger Wechsel von Arbeit und Arbeitslosigkeit. Damit verbunden sind häufig Erfahrungen der Entwertung der Arbeitsleistung, der Entwertung der erlernten Qualifikation und des erworbenen Erfahrungswissens. (Dill & Straus 2015) Wenn auch diskontinuierliche Beschäftigung nicht automatisch mit prekärer Beschäftigung gleichzusetzen ist, so führt diese doch in der Regel zu geringeren Pensionsansparungen.

Wenn von Diskontinuität im späten Lebenslauf die Rede ist, dann ist damit auch gemeint, Vorstellungen von ewiger Jugend und Jugendlichkeit zu dekonstruieren. Es müsse, so Jo Ann Jenkins, die Vorsitzende der größten Seniorenorganisation weltweit die bisherige Vorstellung von Altern gesprengt werden. Als Vorsitzende der Organisation AARP verlangt sie „to disrupt aging“ und „we need to own our age“². Alte Menschen sollten nicht länger von außen bestimmt werden, was sie zu tun haben oder was sie nicht tun sollten.

² <http://www.aarp.org/politics-society/advocacy/info-2014/rethink-getting-older.html> [4.10.2015]

7 Lebenserfahrung/Erfahrungswissen versus Veränderung/Innovatives Wissen

Erfahrungen machen wir, seit wir geboren sind, jedoch kommt in dem Begriff der Lebenserfahrung in stärkerem Maße der Aspekt des Verstehens von Leben, der Lebenseinsicht zum Zuge. Die Beziehung zum Lebensalter ist hoch: Das Vergehen von Jahren ist zwar keine Garantie für höchste Lebenseinsichten und Lebensweisheit, jedoch braucht es Zeit, Lebenserfahrung nicht nur zu machen, sondern auch zu einer neuen Gestalt zu integrieren. Dazu gehören berufliches Lernen, die Auseinandersetzung mit anderen Menschen, die Konfrontation mit Grenzsituationen (z.B. Autounfall) oder das Erleben der eigenen körperlichen und geistigen Veränderungen im Zuge des Lebens.

7.1 Die Macht der Lebenserfahrung

Was ist das aber - die Lebenserfahrung? Woher kommt das Wort Erfahrung? Es kommt aus dem mittelhochdeutschen *ervarn* und bedeutete ursprünglich „reisen, durchfahren, durchziehen, erreichen“. *Erfahren* wurde aber schon früh im Sinn von „erforschen, kennenlernen, durchmachen“ gebraucht. Seit dem 15. Jh findet sich das Adjektiv „klug, bewandert“. Unter Lebenserfahrung werden nach Aristoteles³ Einsichten verstanden, die auf praktischer und durch wiederholten Umgang mit einer Sache gewonnenen Erfahrung beruhen. *Erfahrungswissen entsteht aus Praxis*, und aus seiner praktischen Anwendung erwachsen wiederum neue Notwendigkeiten und Möglichkeiten seiner Weiterentwicklung. Lebenserfahrung ist dabei auf alltägliches Erfahrungswissen bezogen, wobei sie nicht die unmittelbare Aufnahme von Sinnesdaten bedeutet, sondern die reflektierte Zusammenschau von Sinneswahrnehmungen qua Erinnerung. Und es sind die Älteren die Erfahrenen, die Vernünftigen, weil Erfahrung die Begegnung mit einer Vielzahl von Einzelsituationen voraussetzt. Lebenserfahrung hat mit Lebenseinsicht zu tun – und diese braucht Zeit. Den Zusammenhang zwischen Alter und Erfahrung finden wir auch bei Ovid⁴ in der Sentenz: *Seris venit usus ab annis* (Alter gibt Erfahrung).

³ Aristoteles Die Nikomachische Ethik

⁴ Ovid, Metamorphosen, Buch 6, Vers 29.



Wenn wir an Lebenserfahrung denken, dann sollten wir nicht gleich an Weisheit denken oder umgekehrt an die Mechanik der geistigen Leistungsfähigkeit. Wenn wir an Lebenserfahrung denken, dann sollten wir an die Lebenserfahrung und das Erfahrungswissen der „durchschnittlich“ Älteren denken. Die Erfahrung in diesem Sinn, in diesem alltäglichen Sinn hat längst nicht so viel Forschungsaufmerksamkeit gefunden wie die Untersuchung der fluiden und kristallinen Intelligenz und des Gedächtnisses im Alter.

In der Altersforschung werden die gemachten Lebenserfahrungen sehr oft anhand biographischer Interviews erhoben. Dabei werden die als wesentlich erachteten Situationen im Lebenslauf – Schule, Familie, Arbeitswelt, Krankheiten, Pensionierung – durchleuchtet und in ihrer Rolle für das eigene Erfahrungswissen untersucht. Allerdings bleibt hier meist offen, ob und in welcher Form die gemachten Erfahrungen zu wirklichen Lebenserfahrungen wurden.

Simone de Beauvoir (1977) folgerte nach ausgiebigem Quellenstudium in ihrem Essay über das Alter, dass der positive Beitrag der Alten für die Gesellschaft in ihrer Erfahrung läge. Mit den Lebensjahren häufe sich ein Schatz von Erfahrungen an und es bilde sich in Körper und Geist des Menschen ein gewisses „Savoir-faire“ (Gewandtheit, Routine) ein gewisses „Savoir-vivre“ (Lebenskunst), die man nicht aus Büchern lernen könne. Bestimmte Kunstformen und bestimmte Handwerke seien so schwierig, dass es ein ganzes Leben brauche, sie zu beherrschen. Auf vielen Gebieten sei der alte Mensch einer synthetischen Schau fähig, wie sie Jungen versagt ist. Denn nur wer eine ungeheure Vielfalt von Fakten in ihrer Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit beobachtet habe, könne die Wichtigkeit oder Bedeutungslosigkeit eines Einzelfalles einschätzen. Nur der Erfahrene wisse, wann man die Ausnahme auf die Regel reduziere oder ihr den gebührenden Platz zuweise, wie man das Detail dem Ganzen unterordne und das Anekdotische außer Acht lasse, um die Idee zu erfassen.

Wir können davon ausgehen, dass unser Denken im Zuge des Älterwerdens komplexer und „tiefschürfender“ wird, dass es uns zunehmend gelingt, nebeneinander Stehendes zu verbinden, Widersprüchliches zu ertragen und bereits lange Zeit vorhandene Wissens Elemente neuen Interpretationen und Einsichten zuzuführen (Kruse & Wahl 2010: 140f.). Dem Erfahrungswissen kommt große Bedeutung für den Umgang des Menschen mit Grenzsituationen zu, so z.B. mit schwerer Krankheit, mit der eigenen Endlichkeit. Hier setzen die Überlegungen von Hans-Georg Gadamer (1960) an, der die Erfahrung als

die Negation von Erwartungen sieht. Dann wenn es anders kommt, als ein Mensch es erwartet hat, macht er eine Erfahrung. Damit könnte die These formuliert werden, wonach Erfahrungen mit Leiden und Kränkungen zu tun haben.

7.2 Lernerfahrung: Lernen und/ als Erfahrung, Epagogik

Gegenüber älteren Ansätzen in der Bildungsarbeit mit Erwachsenen wird seit den 1990er Jahren das *Erfahrungslernen* in den Vordergrund gestellt (Kolb 1984). Es geht dabei einerseits darum, das pragmatische Selbstlernen der Menschen in ihrem Alltag aufzunehmen, anzuerkennen und zu unterstützen und andererseits die Enge dieses Alltagslernens aufzubrechen. Das über Deutungen sich artikulierende Erfahrungswissen hat seine spezifische Aufgabe in lebensweltlichen Praxiszusammenhängen. Die Plausibilität und Überzeugungskraft der Erfahrung resultiert aus ihrer Situationsgebundenheit. Sie hat sich bei der Bewältigung von lebenspraktischen Problemen „bewährt“. Die Erfahrung ist in dieser Hinsicht wertvoll, weil die Person aus ihr etwas gelernt hat.

Je älter die Lernenden, desto höher ist die Präsenz von Erfahrungen in Lernprozessen. Die Dichte des lebenspraktischen Bezugs ist paradigmatisch für das Lernen im späten Erwachsenenalter. Wesentlich ist hier, dass Lerninteressen und Lernmotivation stärker aus persönlichen und praktischen Anlässen heraus entstehen als aus institutionellen Arrangements. Ältere Menschen lernen eher das, was für sie jeweils wichtig ist, um neue Informationen, Erfahrungen, Anforderungen so zu verstehen und zu deuten, dass sich diese in ihre bisher entwickelten Vorstellungen und Verhaltensdispositionen einbeziehen lassen. Sie lernen selbstbestimmter, direkter und erfahrungsorientiert.

Gezeigt werden kann, dass Erfahrungslernen ein prozesshaftes Geschehen ist und nach David Kolb (1984) in vier Teilprozessen abläuft: konkretes Erfahren, Beobachten und Reflektieren, Bilden von (abstrakten) Modellen bzw. Konzepten, aktives Erproben bzw. Experimentieren. Die Prozesskette beginnt mit der „konkreten Erfahrung“, die nach Durchlaufen der Teilprozesse neue Erfahrungen auf einer höheren Ebene erzielt. Lernen aus Erfahrung ist dabei nicht mit blindem Herumprobieren gleichzusetzen. Erst durch das Reflektieren, Verallgemeinern, Abstrahieren und Erproben von Erfahrungen kommt es zu effektivem Lernen.



Erfahrungen werden also nicht passiv aufgenommen, sondern von jedem Individuum selbst erzeugt und reguliert. Sinneseindrücke von außen schaffen sich in den Verarbeitungsprozessen eine eigene Struktur, die internen Regeln folgt. Wir sind wohl abhängig vom sozial-ökologischen Kontext, der uns umgibt. Und wie wir wissen steigt - entsprechend der Environmental-Docility-Hypothese - mit herabgesetzter Kompetenz der Einfluss von Umweltmerkmalen. Die Außenwelt dringt aber nicht direkt zu uns durch, es erfolgt ein Abstimmungsprozess von inneren Zuständen und Interaktionen mit dem sozial-ökologischen Kontext. Das Individuum ist nicht vorrangig beobachtendes, sondern handelndes Wesen. Seine Handlungen folgen zwar von außen herangetragenem Erwartungen, sie müssen aber aus der eigenen Interessenlage begründet und interpretiert werden. Indem wir handeln, verarbeiten wir Erkenntnisse und verdichten diese zu Erfahrungen. Erfahrungen sind tätiges Bewusstsein und sie sind personengebunden.

In eine ähnliche Richtung argumentiert Günter Buck (1989), der den Begriff Epagogik verwendet. Im Zentrum des epagogischen Handelns steht nach Günter Buck die *induktive Begriffsbildung*. Das Ausgehen von der Erkenntnis des Besonderen – der epagogischen Funktion des Beispiels – ist in Wahrheit ein Ausgehen von einem darin implizierten Wesen des Allgemeinen (Buck 1989: 47).

Wichtig ist aber, dass die Epagogik dort an ihre Grenze stößt, wo sie nur von einer positiven Erfahrung (Induktion, Herleitung) ausgeht. Denn genau diese verhindert geradezu wahrhaftes Lernen. Denn die immer wieder bewährte Erfahrung wirkt gewohnheitsbildend und lässt den Spielraum möglicher Erfahrung vergessen. Ich sage erkalten. Erfahrung ist als bedingte Erfahrung zu verstehen. Erfahrung und Lernen sind – und da geht die Diskussion deutlich über das Alltagsverständnis von Erfahrung hinaus – in ganz entscheidender Weise durch Negation bestimmt. Lernen bedeutet Umlernen. Umlernen bedeutet, die eigene Einstellung zu ändern. Lernen bedeutet Wandel!!!

Lernen im Sinne des Entdeckens von Fremdartigen und Neuen ist nur durch den Aufbau eines Horizonts relativer Unbekanntheit möglich. Bildung/ Geragogik hat nicht nur mit der Vermittlung nachgefragten Wissens zu tun, sondern gerade mit den Zugangsmöglichkeiten zu noch unerschlossenen Lernmöglichkeiten. In diesem Sinne bemüht sich jede Bildungsarbeit um die Produktion von Nicht-Wissen. Es braucht die Entdeckung von Fremdheit als Voraussetzung für eine entsprechende Umweltaaneignung (Schäffter 2000).



In der Praxis der Weiterbildung älterer Menschen werden (dagegen) oft die blockierenden Wirkungen von Erfahrungen sichtbar. Erfahrungen blockieren Veränderungen, machen aber gleichzeitig den Lebensgewinn im Alter aus. Die persönlichkeitsstabilisierende Wirkung von Erfahrungen – oft als Rigidität, Inflexibilität, Starrheit beschrieben – behindert eine Offenheit in Lernsituationen. Sie behindert diese, weil bestehende Deutungen Kontinuität und Stabilität erzeugen und mit gutem Recht ein Stück Widerstand gegen neue Lernzumutungen bereitgestellt wird (Böhme 1982).

Überwiegend führt der Weg des Lernens über die Entwertung bisheriger Erfahrungen, z.B. bei sozialen und persönlichen Krisen. Neue Situationen müssen bewältigt werden. Bisherige Erfahrungen verlieren an Wert, wenn keine angemessene Problemlösungskapazität mehr vorhanden ist. Erfahrungsbezogenes Wissen wird eher dann aufgegeben, wenn es sich als hinderlich bei der Lösung von (neuen) Problemen erweist. Dazu braucht es aber Unterstützung, weil ansonsten auf neue Herausforderungen mit Rückzug und Erfahrungsabschottung reagiert wird. Besonders deutlich zeigt sich das im Zusammenhang mit dem Eindringen neuer Kommunikationstechnologien in die Lebenswelt älterer Menschen.

In der Erfahrung selbst öffnen sich Spalten und Klüfte, in denen das Selbst sich von sich selbst entfernt. Aufforderungen und Ansprüche, die von außen und aus unseren eigenen Veränderungen kommen sind nicht lediglich Irritationen – Lernen ist nicht nur Bearbeitung von Irritation - und damit vorübergehende Störung. Sie meinen eine unumgängliche Fremdheit des Sich für sich selbst, die eine Sorge um sich selbst nötig macht, eine Lebensführung, die in keiner Ruhelage ankommt. Lernen bedeutet in diesem Sinne immer auch die Geschichte des Lernenden selbst, den konflikthaften Prozess seiner Veränderungen, deren Dynamik in diesem Selbstentzug wurzelt. Wir wissen mehr, als wir zu sagen wissen. Was haben Sie gelernt? Ich weiß etwas, kann es Ihnen aber jetzt nicht sagen.

Lernen als Erfahrung bedeutet ein ambivalentes Geschehen. Erfahrungen neigen einerseits zum Dogmatischen, weil sie mitunter ohne große Umstände verallgemeinert werden. „Sie trachten nach Bewährung und entziehen sich der Skepsis“ (Meyer-Drawe 2008: 191). Sie sind aber auch besonders verletzlich, wenn sie nicht immer wieder bestätigt werden. Unsere Wahrnehmung hat einen Hang zur Routine und eine Abneigung gegenüber Störungen. Wir haben eine Tendenz zur Normalisierung, und zwar zur Normalisierung des Alltäglichen.

7.3 Die Kraft der Veränderung im Alter

Veränderung im Alter verlangt – so wie in der Jugend – eine neue Wertbereitschaft. Karl Mannheim (1928) ist vor fast einem Jahrhundert noch davon ausgegangen, dass die in der Jugendphase vorhandene Wertbereitschaft und Wertübernahme das ganze Leben hindurch erhalten bleibt. Doch wissen wir heute, dass diese generationelle Wertkonsistenz abgenommen hat. Es ist zu einer gewissen Entprofilierung der Generationen gekommen. Diese beruht auf einer stärkeren Selbstdeutung der älter werdenden Generationen und einer gewissen inneren Beweglichkeit im Verhalten. Diese innere Beweglichkeit ist im Lichte der eigenen Erfahrungen zu sehen. Und sie entsteht eher dann, wenn die Bereitschaft besteht, andere als die bisher gelebten Werte im Leben zu realisieren. Findet ein Vorausplanen, eine Vorausschau statt, dann ist das eigentliche Thema nicht das Altern, sondern Lebensführung und Entfaltung. Altern – und das ist wichtig – erscheint dann nicht als der bedingende, nicht als der zentrale Lebens-Prozess.

Für die innere Beweglichkeit und Bereitschaft zu Veränderungen reicht wohl die Lebenserfahrung nicht aus. Sie kann als Lebensanschauung wohl nicht allein zur Orientierungstafel im Alter werden. Schwierige Phasen wie Krankheiten, Krisen, Ängste können damit wohl nicht zureichend bearbeitet werden. *Damit etwas entstehen kann, muss sich etwas verändern.* Damit die Lebens-Erfahrung nicht die Beweglichkeit für Veränderungen einschränkt und angesichts des in seiner Richtung rasch wechselnden Drucks von außen in eine selbstbestimmte Lebensauffassung umgesetzt wird, braucht es Begleitung, braucht es Bildungsprozesse. Lustvolles Altern verlangt die Bereitschaft zur Veränderung und auch die Fähigkeit und Willigkeit, sich zu wandeln. Wandlung heißt, Fantasie zuzulassen, etwas Neues zu erleben und auch zu schaffen. Das war immer so oder Das habe ich immer so gemacht, das sind Haltungen, die wir generell, aber besonders im Alter meiden sollten. Was können wir daraus ableiten?

Erhebliche Schwierigkeiten haben wir noch für das Vierte Lebensalter die Entwicklungsfähigkeit und Potentiale zu bezeichnen. Der radikale Anstieg der mittleren Lebenserwartung und die hohe Rate des Überlebens jenseits des 80. Lebensjahres sind weder medizinisch noch sozial ausreichend eingebettet. Hier haben wir Defizite. Die Lebenserwartung läuft uns gewissermaßen davon. Die Kultur hat diese Langlebigkeit noch nicht erfasst.

Empirisch können mittlerweile im späten Lebensalter Persönlichkeitsveränderungen nachgewiesen werden. Nach einer deutsch-amerikanischen Untersuchung (Specht et al. 2014) verändern Menschen ihre Persönlichkeit im Alter noch einmal ähnlich stark wie im jungen Erwachsenenalter. Das ist eines der zentralen Ergebnisse einer Studie auf Basis der Langzeitstudien „Sozio-ökonomisches Panel“ (SOEP) und „Household Income and Labour Dynamics in Australia“ Survey (HILDA Survey). Die Studie widerlegt die unter Psychologen vorherrschende Ansicht, dass sich die Persönlichkeit im Laufe des Lebens immer stärker stabilisiert. Die Untersuchung wurde kürzlich im Journal of Personality and Social Psychology veröffentlicht.

Für diese Untersuchung wurden mehr als 23.000 Menschen analysiert, die von 2005 bis 2009 befragt worden waren. Die Daten zeigen, dass sich im jungen Erwachsenenalter bis zum Alter von 30 Jahren ebenso wie im Alter ab etwa 70 Jahren die Persönlichkeit der Menschen so stark ändert wie in keiner anderen Lebensphase. Die Teilnehmer waren zwischen 16 und 82 Jahren alt und schätzten sich in ihren Persönlichkeitsmerkmalen ein, und zwar emotionale Stabilität, Offenheit für neue Erfahrungen, Verträglichkeit im Umgang mit anderen, Gewissenhaftigkeit sowie Intro- oder Extraversion.

Im jungen Erwachsenenalter verändern sich vor allem Menschen, die dem sogenannten unterkontrollierten Persönlichkeitstyp zugeordnet werden können. Diese zeichnen sich durch eine geringe Verträglichkeit und eine geringe Gewissenhaftigkeit aus. Ab einem Alter von etwa 30 Jahren reifen viele zu resilienten Persönlichkeiten heran.

Im Alter von 30 Jahren zählen der Studie zufolge nur noch etwa 20 Prozent der Menschen in Deutschland zu dem unterkontrollierten Persönlichkeitstyp, etwa 50 Prozent gehören dann zum resilienten Persönlichkeitstyp, das heißt, sie sind Herausforderungen des Lebens gegenüber widerstandsfähig. Überrascht hat die Forschenden, dass sich die Persönlichkeit im hohen Alter noch einmal stark verändert: Bis zu 25 Prozent der Menschen eines Persönlichkeitstyps ändern sich nach einem Alter von 70 Jahren noch einmal beträchtlich. Anders als bei den jungen Erwachsenen folgen die Persönlichkeitsveränderungen bei den Senioren jedoch keinem typischen Reifungsmuster. Vielmehr wurde eine große Bandbreite von Persönlichkeitsveränderungen beobachtet. Die älteren Menschen werden auf einmal weniger kontrolliert, leben impulsiver, oder sie gewinnen an Selbstwertgefühl und innerer Ruhe. Andere wiederum entwickeln sich spät zu „überkontrollierten“ Persönlichkeiten.



Die angeführten Forschungsergebnisse lassen sich recht gut mit Vorstellungen aus der Bildungswissenschaft verknüpfen, die Erfahrung mit Veränderung in einen Zusammenhang stellen. Käte Meyer-Drawe (2008) möchte nur dort von LernErfahrung sprechen, wo etwas Neues, Unvorhergesehenes, ja Überraschendes zum Bewusstsein gelangt. Damit lässt sich Lernen von Reifung als einen inneren Prozess der Veränderung abgrenzen. Lernen lässt sich nicht auf einen Prozess der Akkumulation von Wissen und Fertigkeiten reduzieren, der das Subjekt gewissermaßen unbeteiligt lässt. Lernen ist mit der Geschichte des Lernenden – der je individuellen Lernbiographie – verbunden. Diese Geschichte sollte auch gleichzeitig als eine Geschichte von Konflikten und konflikthaften Auseinandersetzungen verstanden werden. Die Folge sind Veränderungen. Lernen bedeutet immer auch eine Transformation des lernenden Individuums selbst und des sozialen Kontexts.

Lernen als Erfahrung meint vor allem einen Vollzug, eine Aktivität. Betrachten wir dieses Lernen nicht primär von den Ergebnissen her, sondern schauen wir auf den Prozess, dann ergeben sich eine Reihe von Schwierigkeiten. Denn dieses Geschehen ist gewissermaßen „unsichtbar“. Der Lernvorgang bleibt im Dunklen! Was ist damit gemeint? Lernen kann und wird nur rekonstruktiv festgestellt. Es handelt sich um nicht unmittelbar zu beobachtende Vorgänge des Organismus. Es sind Vorgänge, die durch Erfahrung bestimmt sind und zu Verhaltensänderungen führen. „Zwar kann ich sagen: `Ich habe gelernt`, aber nicht: `Ich beginne zu lernen`“ (Meyer-Drawe 2008: 193), d.h. Lernen wird vom Gelernten her, vom Ergebnis – oder betriebswirtschaftlicher vom Outcome – her verstanden. Von diesem wird rückblickend auf den Lernprozess geschlossen. Der Lernvollzug selbst entzieht sich sowohl dem Zugriff des Lernenden, wie wir das in biographischen Interviews immer wieder finden, als auch dem Forschenden, der sich wissenschaftlich mit dem Lernprozess befasst (Meyer-Drawe 2008).

Lernen beginnt meist dort, wo das Vertraute brüchig wird und das Neue noch nicht zur Hand ist. Wo und wie das allerdings geschieht, da fehlen sowohl neurowissenschaftliche Erkenntnisse als auch Verhaltensbeobachtungen. In diesem sehr vage definierten Prozess des Lernens finden gleichzeitig auch noch Prozesse des Entlernens und Verlernens statt, über deren Wechselspiel wir noch wenig wissen.

Lernen kann weder als ein rein von außen auf das Individuum einwirkendes Geschehen verstanden werden, noch ist es auf selbstorganisiertes und innen gesteuertes Lernen zu reduzieren. Lernen ist also in seiner Relationalität zu verstehen. Damit ist auch im Lernen das Element der Weltveränderung enthalten, was bedeutet, dass Lernen in dieser Hinsicht nicht eindeutig von Bildung abgrenzbar ist.



Erfahrungslernen verweist auf einen mühsamen Aneignungsprozess, verweist auf ein flexibles, sich selbst verwirklichendes und ständig auf der Suche befindliches Individuum. Es geht also sowohl um die persönlichkeitsstabilisierende Wirkung von Erfahrungen als auch die Möglichkeit, sich immer neuen Eindrücken und Lernprozessen zu stellen. Erst wenn die neue Perspektive mit der eigenen Interessen- auslegung im Handlungsfeld eine Verbindung eingeht, dann kann Lernen an Erfahrungen vollzogen werden, erfolgt eine Erfahrungstransformation. Deshalb sind auch die formulierten Ziele, die begründeten Konzepte in der Weiterbildung weniger interessant als die Wege der Verarbeitung.

8 Körper und Körpergestaltung, Visualität

Neben Identität und Subjektivität bildet der Blick auf den *Körper* einen anderen Zugang für eine neue Kultur des Alterns. Dieser Zugang ist eng an das Konzept *Embodiment* geknüpft, welches von Shaun Gallagher (2005) eingeführt wurde. Embodiment wird in den Humanwissenschaften verwendet, um die Wechselwirkung zwischen Körper und Psyche zu betonen. Psychische Zustände drücken sich nicht nur im Körper bzw. in einer bestimmten Körperhaltung aus, sondern es zeigen sich auch Wirkungen in umgekehrter Richtung: Körperzustände beeinflussen psychische Zustände. Grundlegend gilt, so Tschacher und Storch (2012, 259), dass die Perspektive des Embodiment fordert, psychische und kognitive Variablen ausdrücklich mit Bezug auf den Körper zu sehen und zu untersuchen. Verlangt ist Achtsamkeit für ein bewusstes leibliches Erleben im Hier und Jetzt. In diesem Zusammenhang wird auch von einem „corporeal turn“ gesprochen. Es scheint nicht nur zuzutreffen, dass der Körper die Plattform für emotionalen und psychischen Ausdruck ist, gewissermaßen „Spiegel der Seele“ – auch der umgekehrte Fall ist möglich: Die Psyche ist genauso auch „Spiegel des Körpers“. Psychische Vorgänge sollten daher stets als körperlich eingebettet konzeptualisiert werden (Ebenda, 262).

Für die Altersforschung wird das Zusammenspiel zwischen dem Körper und seiner sozio-kulturellen Konstitution fruchtbar gemacht. Dabei befasst sich die Forschung etwa mit der Bedeutung von Anti-Ageing-Praktiken in ihrer Wirkung bzw. in ihrer Bedeutung für den Körper. Die Körper älterer Menschen werden diszipliniert und zu einem Ort für Fitness und Gesundheit. Gesund altern ist zu einem moralischen Imperativ geworden. Das subjektive Gefühl älterer Menschen nicht alt sondern jung zu sein, wird auf den Körper übertragen. Der alternde Körper wird dem Jugendlichkeitsgefühl anzupassen versucht. Dies geschieht über Kosmetik, chirurgische Eingriffe, Fitness.

Die Omnipräsenz des *Visuellen* ist ein dritter Aspekt, der eine neue Kultur des Alterns stimuliert. Während das Verbale zentrale Figur für die Moderne ist, wird die visuelle Kultur als wesentlich für die Postmoderne gesehen (Twigg & Martin 2015). Zusammen mit der bereits besprochenen veränderten Sichtweise auf den Körper führt dies zu einer Einstellung gegenüber dem eigenen Alter, die widersprüchlich ist. Das körperliche Altern wird verschleiert. Diesen Vorgang haben Featherstone und Hepworth (1991) als Masken des Alterns bezeichnet.

Das Konzept der „*Mask of Ageing*“ (Featherstone & Hepworth 1991) beschreibt dabei die Strategie älterer Menschen, ihre Identität vom biologischen Alterungsprozess, der sich an körperlichen Verände-



rungen manifestiert, abzugrenzen: Das „wahre“, jugendlich gebliebene Ich wird von einem alternden, an Funktionalität verlierenden Körper „maskiert“. Die Lebensphase Alter ist in ihrer kulturellen Konstruktion dadurch bestimmt, sich nicht alt zu fühlen. Man fühlt sich zumeist jünger, als man es nach dem Kalender ist und man möchte auf jeden Fall jünger scheinen. Die „Maskierung“ des Alters kann über Konsum, Gymnastik, Schönheitschirurgie, Kosmetik oder Diätetik, etc. erfolgen. Wenn auch die Befassung mit dem eigenen Selbst/Körper protektive Wirkungen erzeugt, so bedeutet es doch mehr, wenn in westlichen (modernen) Gesellschaften der alternde Körper gefürchtet und abgewertet wird. Es gibt eine enge Beziehung zwischen dem physischen Abbau, der Sichtbarkeit des Alters und dem reduzierten Status älterer Menschen in der Gesellschaft. Dieser Status wird zu verhindern versucht. Und als erfolgreiches Altern gilt das Nicht-Altern. Als role-model gelten jene, die jünger aussehen, als sie es nach ihrem Kalenderalter sind. Die Frage ist, ob erfolgreiches Altern nicht eine Technik der Regulation ist, die dazu führt, den älteren Menschen das legitime Recht auf körperliche Dysfunktion und vielleicht kulturelles Disengagement zu nehmen.

Interessant sind in diesem Kontext die Forschungsarbeiten von Julia Twigg (2015) zu Mode und Alter. Sie sieht Kleidung im Zusammenhang mit der Altersordnung in der Gesellschaft, dh es gibt kulturelle Erwartungen, was angemessen ist und was dem Alter unangemessen ist. Für Frauen im Alter gilt: länger, höher im Nacken, weniger herzeigen, dunkler, weniger Farbe. Über die Veränderung des Kleidungsstils soll Invisibilität erzeugt werden. Es ist der Jugendlichkeitskult in der Kleiderordnung, der zur sozialen Exklusion des Alters geführt hat. Aber es zeigt sich auch Wandel. Die Baby Boomer verweigern eine solche „Rückzugshaltung“, sie tragen weiter Jeans, jugendliche Kleidungsstile. Heute möchte niemand zu jung oder zu alt aussehen – aber jedenfalls nicht so wie die Mutter.

Allerdings argumentiert Twigg auch, dass mit der Neuorientierung der Mode im Alter, es zwar zu einem jugendlichen Stil kommt und gekommen ist, dieser aber erst recht wieder ein defizitäres Alter abbildet und keineswegs als neue Kultur des Alters bezeichnet werden kann. Denn es ist eine Mode, die darauf ausgerichtet ist, nicht alt auszusehen, das Alter zu verweigern. Aber nicht nur diese Distanzierung gegenüber dem Älterwerden, sondern auch die Hegemonialmacht der Jugend in Fragen der Mode sind problematisch für das Entstehen eines neuen Drehbuchs. Denn die Kleidung der alten Menschen wird nicht jugendlicher. Denn nicht sie bestimmen, was sie anziehen, sondern die Kleidungsstile

werden von den Jüngeren (dem Zentrum des Modehandelns) zu den Älteren (der Peripherie des Modehandelns) diffundiert.

Aber es sind nicht nur Altersbilder und modeökonomische Aspekte die das Kleidungsverhalten und die Mode im Alter bestimmen. Dazu kommen noch biologische Aspekte. Denn das Körperaltern führt jedenfalls dazu, dass es zu Veränderungen im Aussehen kommt. Es wird die Taille fülliger, der Bauch „expandiert“ und die Schultern bewegen sich nach vorne. Wie reagieren die Modedesigner darauf? Sie versuchen die Kleidung an diese Veränderungen anzupassen – allerdings mit dem Effekt, dass diese Kleider älter aussehen. Sie werden nicht als anders wahrgenommen, was das Ziel wäre, sondern sie werden als alt bzw. defizitär wahrgenommen. Die Reaktion auf diesen Effekt ist, wie nicht anders zu erwarten, dass verschleiert wird. Damit entsteht ein weiterer Zug in Richtung einer Kleidermode, die nicht zu einem neuen Selbstbewusstsein älterer Menschen führt, sondern erst recht wieder zu einer Leugnung des eigenen Älterwerdens. Um dieser Entwicklung vorzubeugen, wird der Körper „bearbeitet“, wird abgenommen, Sport getrieben, zur Schönheitschirurgie gegriffen.

Einen ganz anderen „Ausweg“ schlägt Julia Twigg vor. Sie regt an, nicht die biologischen Veränderungen als Problem zu sehen, welche es zu kontrollieren gilt, sondern zu einem Verhalten zu kommen, welches einen eigenen Ausdruck kreiert. Das Ergebnis wäre dann ein anderes Altern, jenseits von Tradition und Jugendlichkeitskult.

9 Zeit-Raum-Veränderungen

Der (neue) kulturelle Blick auf das Alter wird schließlich angetrieben von radikalen Veränderungen des *Zeit-Raum-Zusammenhangs*. Zeit und Raum haben in sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätzen immer eine prominente Rolle gespielt, gewinnen aber in der Gegenwart nochmals einen anderen Stellenwert vor dem Hintergrund der radikalen technischen Veränderungen im Kommunikationsbereich. Die neue Kultur des Alters ist nicht mehr eine, die nur auf Face-to-Face-Kommunikation beruht und in der Zeit und Raum eng verlinkt sind. Die neue Kultur des Alterns entwickelt sich zunehmend über soziale Beziehungen, die über weite Distanzen geführt werden und delokalisiert stattfinden. Die eigene Kultur kann damit leichter „überschritten“ und erweitert werden. Jedenfalls erhöhen sich die Chancen für erweiterte soziale Netzwerke und kommt es zu einer Neuinterpretation von privat bzw. zu Hause und öffentlichem Raum.

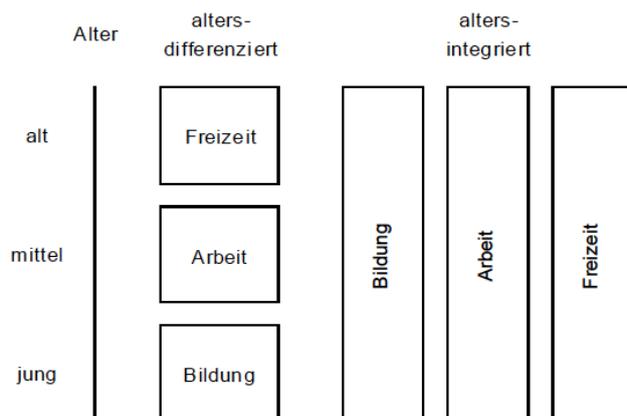
9.1 Welche Veränderungen zeigt die soziale Ordnung des Lebenslaufs?

Im 20. Jahrhundert ist auf Basis sozialstaatlicher Regelungen eine lange *Ruhestandsphase* entstanden, die durch die strikte Trennung von Arbeit und Alter mit einem starken Wandel in der sozialen Position verbunden war. Vor der Einführung der Rentenversicherungen war nur für jene Personengruppen ein Ruhestand möglich, die über Besitz verfügten. Mit der Einführung der Rentenversicherungen wurde der Ruhestand – also die weitgehende Aufgabe der Erwerbsarbeit ab einer bestimmten Altersgrenze – für die Mehrheit der Bevölkerung zu einer gesicherten Lebensphase. In der modernen Gesellschaft weist der Lebenslauf seither eine vergleichsweise hohe Altersgradierung auf. Dieser als Institutionalisierung des Lebenslaufs beschriebene Prozess (Kohli, 1985) bezieht sich nicht nur auf den geordneten Ablauf der Lebenszeit, in der etwa die Altersgrenze stark regulierend wirkt, sondern auch auf eine zunehmende Biographisierung des Lebenslaufs. Dieser wird vom Individuum zunehmend selbst gestaltet und weniger von Familie, Schicht- oder Religionszugehörigkeit beeinflusst.

Grundsätzlich kann man festhalten, dass es sich beim Alter um ein gedankliches und soziales Konstrukt handelt. Es entwickelt sich verstärkt zu einer eigenständigen Lebensphase in einem *dreigeteilten Lebenslauf*, nämlich Ausbildungs-, Erwerbs-, Freizeitphase. In dieser Dreiteilung sehen Mathilda und

John Riley (2000) ein strukturelles Ungleichgewicht für die Lebenssituation älterer Menschen. Obwohl diese ein immer längeres Leben bei immer besserer Gesundheit erwarten, werden sie über festgelegte Altersgrenzen aus der Erwerbsarbeit in die Freizeitrolle entlassen. In diesem Zusammenhang sprechen die beiden Forschenden von einer „strukturellen Diskrepanz“, womit gemeint ist, dass es eine Lücke gibt zwischen den vorhandenen Kompetenzen und Potentialen des Alters und den tatsächlich verfügbaren Rollen. Außer der Großelternrolle stehen den älteren Menschen kaum andere soziale Rollen zur Verfügung. Diese soziale Struktur bezeichnen sie als „*alterssegregiert*“, d.h. nach der Ausbildungsphase folgen die Erwerbs- und Ruhestandsphase in einem linearen Ablauf. Altersdifferenzierte Strukturen haben den Nachteil, Formen sozialer Exklusion und Segregation zu erzeugen.

Abbildung 1: Vom altersdifferenzierten zum altersintegrierten Lebenslauf



Die aktuelle Alterspolitik ist stark darauf ausgerichtet, die Selbständigkeit alter Menschen möglichst lange zu erhalten. Ein Modell der Independenz impliziert dabei immer eine gewisse Trennung bzw. Segregation der Generationen: Jede Generation lebt für sich, und somit ergeben sich wenig soziale Gemeinsamkeiten und wenig kulturelle Berührungspunkte. Zwar ergeben sich damit keine (manifesten) Konflikte, es fehlt aber auch an Solidarität und gemeinsamer Kommunikation. In welchen Lebensräumen findet Alterssegregation hauptsächlich statt? Während in der Arbeits- und Ausbildungswelt

eine soziale und räumliche Trennung nach Altersgruppen deutlich zu beobachten ist, zeigt die Forschung im innerfamiliären Kontext ambivalente Ergebnisse. So leben verschiedene Generationen zwar zunehmend räumlich getrennt, diese Trennung wirkt aber positiv auf die sozio-emotionale Nähe. Die Beziehungen zwischen Alt und Jung in der Familie können als „Intimität auf Abstand“ (Rosenmayr & Köckeis 1961) beschrieben werden. Konflikte werden entschärft, wenn jede Generation ihren eigenen Spielraum besitzt bzw. junge und ältere Menschen ihr Leben autonom führen.

Theoretisch wurde die Abschwächung der sozialen Integration älterer Menschen in den 1960er Jahren mit der in den USA entwickelte *Disengagement-Theorie* (Cumming & Henry, 1961) zu erfassen versucht. Hingewiesen wurde darauf, dass die Gesellschaft den alternden Menschen zunehmend aus Rollen entbinde und der alternde Mensch selbst motiviert sei, soziale Rollen aufzugeben. In sozialer Hinsicht zeige sich, so die Theorie, der Wegfall berufsbezogener Beziehungen und der allmähliche Verlust von Verwandten, Freunden und Bekannten. Auf individueller Ebene zeige sich ein Verlust kognitiver Fähigkeiten und Fertigkeiten, die zu einem persönlichen Rückzug führen.

Demgegenüber sehen Modelle, die die Altersphase als eine aktive Lebensphase verstehen, eine weitgehende Beibehaltung sozialer und familialer Beziehungen. Eventuelle Verluste sozialer Rollen werden durch die Übernahme neuer Rollen kompensiert. Und es besteht ein Zusammenhang zwischen Aktivität und subjektivem Wohlbefinden, wobei dieser besonders hoch ist, wenn es sich um soziale bzw. physische Aktivitäten handelt. In einer rezenten Metastudie kommen Adams, Leibdrandt und Moon (2011) zu dem Schluss, dass Aktivität nicht ursächlich Wohlbefinden erzeugt, sondern wohl eher von einer Spiralwirkung auszugehen ist, d.h. sozio-ökonomische und gesundheitliche Faktoren bestimmen das Aktivitätsniveau: Wer weniger gesund ist, kann weniger Aktivitäten ausüben und verliert dadurch an physischer Funktionalität, usw. (ebd.: 684ff).

Nicht berücksichtigt wird in der Aktivitätstheorie die Dynamik von Veränderungen in der (langen) Lebensphase Alter. Aktivität ist eine von mehreren notwendigen, aber keine zureichende Bedingung für Veränderungen im Alter. Eine stärker prozessorientierte Modellierung des Alter(n)s, die die Dynamik von Veränderungen einbezieht, findet sich in der *sozio-emotionalen Selektivitätstheorie* von Laura Carstensen (1991), die im Alter eine Veränderung von der Exploration und Suche nach neuen Informationen hin zu einer stärkeren Emotionsregulation sieht.

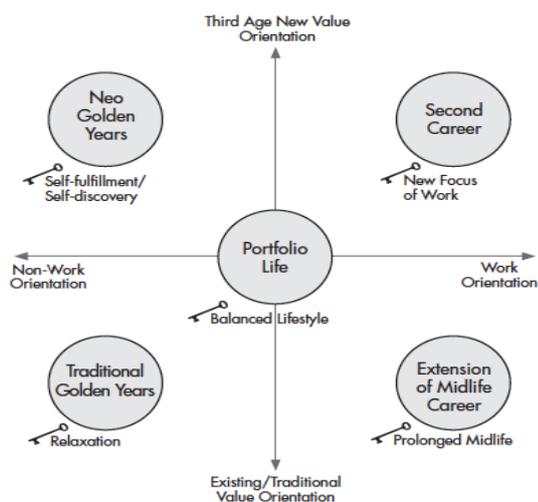
Die gesellschaftliche Lebensphase Alter ist damit nicht nur von sozialen Erwartungen in Richtung Aktivität/Ruhestand beeinflusst, sondern wird von individuellen Präferenzen geformt. Ein leidenschaftlicher Musiker wird im Alter unter der Verschlechterung seines Gehörs stärker leiden, einer Sportlerin wird es wichtiger sein, die physische Funktionalität aufrecht zu erhalten und eine familienorientierte Person wird auch im Alter ihren Sinn im Kontakt zu Kindern und Enkelkindern suchen.

9.2 Die „neuen“ Lebensphasen im Alter

Während es bei dem von Riley und Riley vorgestellten Modell primär um die Auflösung der Dreiteilung des Lebenslaufs geht, die als hinderlich für die Entfaltung eines produktiven Alters gesehen wird, geht das Modell von Miwako Kidahashi und Ronald J. Manheimer (2009) noch weiter, indem eine „Nach-Ruhestands-Gesellschaft“ postuliert wird. Während das 20. Jahrhundert vom Modell des Ruhestands nach einer langen Erwerbsphase bestimmt war, wird das 21. Jahrhundert als eines gesehen, welches durch die sich wandelnde Erwerbsarbeit, das lebenslange Lernen und einer erweiterten Freizeit zu einem Zeitalter wird, in welchem der Ruhestand als Lebensphase verschwinden wird. Wird die Lebensgestaltung entlang der zwei Dimensionen traditionelle-postmoderne Werte und Erwerbs-Nicht-Erwerbs-Orientierung untersucht, dann ergeben sich fünf „Cluster“ von Lebensstilen. Der Cluster 1, nämlich die „Traditional Golden Years“ entsprechen noch am ehesten dem alten Ruhestandsmodell. Beschrieben wird in diesem Cluster eine Personengruppe von älteren Menschen, für die Freizeit einen hohen Stellenwert hat und die von Retirement Communities angesprochen werden. Die zweite Gruppe wird mit der Bezeichnung Neo-Golden Years versehen. Gemeint ist damit eine Personengruppe, die Selbstentfaltung sucht und sich stark an Lernprogrammen beteiligt. Die dritte Gruppe, benannt als Portfolio Life, sucht eine Balance zwischen bezahlter Erwerbstätigkeit, Zeit für die Familie, Reisen und ehrenamtlicher Tätigkeit. Diese Gruppe versucht durch ein gutes Zeit- und Ressourcenmanagement Befriedigung aus einer Vielzahl von Aktivitäten zu gewinnen. Das Ziel ist immer die Balance zwischen den verschiedenen Aktivitäten aufrecht zu erhalten. Die Gruppe, die als Second Career beschrieben wird ist jene, die aus Hobbys eine bezahlte Erwerbstätigkeit machen, wobei sie auf soziale Netzwerke, die sie im Laufe ihres Lebens entwickelt haben, zurückgreifen und schließlich jene Gruppe, die als „Extension of Midlife Career“ benannt wird. Dabei handelt es sich vorwiegend um Selbständige, die ihre Tätigkeit so lange als möglich fortsetzen wollen.

Neu an diesem Modell ist weitergehende soziale Differenzierung und Diversität des Alters. Den Hintergrund dafür bilden dabei sehr stark sozialstrukturelle Veränderungen der Erwerbssituation aber auch Veränderungen in den Bedürfnissen älterer Menschen. Offen bleiben zwei Fragen: Werden bei diesen Modellen gegenüber älteren Ansätzen nicht die Gestaltungsmöglichkeiten des Individuums überschätzt? Handelt es sich bei diesen „Stilen des Alterns“ um Stile, die weitgehend selbstgewählt gelebt werden und/oder sind sie Folge der Strukturwandel der Erwerbsarbeit und Veränderungen im wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystem? Und die zweite Frage betrifft das höhere Lebensalter, betrifft die Möglichkeiten der Lebensgestaltung unter Bedingungen von Gebrechlichkeit. Welche Effekte und Auswirkungen haben die verschiedenen Lebensstile, die zwischen 50 und 80 gelebt werden auf das späte Leben?

Abbildung 2: Neue Lebensformen und Lebensphasen im Älterwerden



9.3 Das Dritte Lebensalter als eigenständige sozio-kulturelle Figuration

Seit den 1960er Jahren wird auf Basis sozialgerontologischer Studien nicht nur das Defizitmodell des Alterns in Frage gestellt, sondern auch die Homogenität dieser Lebensphase. Die wesentliche Änderung, die sich hier im wissenschaftlichen Denken zeigt, lässt sich unter dem Begriff *Differenzierung*

zusammenfassen. Unter Differenzierung sind langfristige Veränderungen der Gesellschaft zu verstehen, die mit einer Neuentstehung und verstärkten Gliederung von sozialen Positionen, Lebenslagen und Lebensstilen verbunden ist. Ursachen für die steigende soziale Differenzierung sind die zunehmende Arbeitsteilung, die Langlebigkeit und die Ausbildung vielfältiger Lebensstile. Soziale Differenzierung beschreibt also die Aufgliederung eines einheitlichen Ganzen und bewirkt, dass die Individuen nicht mehr uniforme Identitäten ausbilden und damit homogene Lebenslagen entstehen.

Einen der ersten Versuche, diese Veränderungen für die nachberufliche Lebensphase sichtbar zu machen, unternahm Bernice Neugarten (1974), indem sie zwischen den „*young old*“ (55 bis 75 Jahre) und den „*old old*“ unterschied. Dabei gestand sie selbst ein, dass eine solche Angabe unbefriedigend sei, weil das chronologische Alter keine zuverlässige Größe ist, um die soziale Differenzierung gut zu beschreiben, aber diese doch als „Grenzmarker“ unverzichtbar seien. Einen weiteren wesentlichen Beitrag zur Beschreibung der Differenzierung des Alters leistete Peter Laslett (1989), der die Altersphase in *drittes* und *viertes Lebensalter* unterteilte. Diese Unterscheidung hat nicht nur in der wissenschaftlichen Forschung eine enorme Reaktion ausgelöst, sondern auch die Praxis der Dienstleistungsangebote im Alter beeinflusst. In diesem Zusammenhang sind die Universitäten des 3. Lebensalters, Seniorenreisen („Silver Traveller“) oder Angebote im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien („Silver Surfer“) zu nennen.

Was ist nun neu an dieser Konzeption? Die von Peter Laslett vorgenommene Einteilung in drittes und viertes Lebensalter löst sich völlig vom kalendarischen Alter und setzt an seine Stelle ein Konzept, welches auf Lebenslage und Generationenzyklus zurückgreift. Während das dritte Lebensalter eine Lebensphase der Wahlmöglichkeiten, der erweiterten Gelegenheiten, der Kreativität und der persönlichen Entwicklung ist, ist das vierte Lebensalter durch Abhängigkeit und Abbau gekennzeichnet. Die jungen Alten (drittes Alter) leben weitgehend behinderungsfrei, während bei hochaltrigen Menschen altersbedingte körperliche Einschränkungen zu Anpassungen des Alltagslebens zwingen. Wenn auch Laslett diese Gliederung nicht an ein bestimmtes Lebensalter gebunden sehen wollte, so werden in der sozialwissenschaftlichen Diskussion die über 80-jährigen Menschen und teilweise die über 85-jährigen Personen zur Gruppe der Hochbetagten gezählt. Diese Festlegung beruht auf demographischen Überlegungen und Zahlen zur Pflegeprävalenz.

In der „neuen Lebensphase Alter“ kommt es also zu einer verstärkten Aktivität, durch die sich das dritte Lebensalter stark vom vierten Lebensalter abgrenzt. Die gemeinsame Prägung der Baby-Boomer, die zu diesem scheinbar positiven Ergebnis führt, hat allerdings auch ihre Schattenseiten: Eine Generation, die die Beeinträchtigungen des Alter(n)s ablehnt, versucht dementsprechend, das eigene Altern zu verhindern oder zu verleugnen.

Ungeklärt bleiben in Modellen des dritten Lebensalters folgende Fragen: Werden in diesen Ansätzen gegenüber älteren Konzepten nicht die Gestaltungsmöglichkeiten des Individuums überschätzt? Handelt es sich bei diesen „Stilen des Alterns“ um Stile, die weitgehend selbstgewählt gelebt werden und/oder sind sie Folge des Strukturwandels der Erwerbsarbeit und der Veränderungen im wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystem?

Jedenfalls sollte bei der Beschreibung und Bestimmung des dritten Lebensalters als neuer Lebensphase im Lebenslauf die Einkommenssituation älterer Menschen nicht übersehen werden. Die nachfolgende Tabelle veranschaulicht für die gegenwärtigen Pensionistengenerationen die Durchschnittspensionen. Die Einkommenslage hat auch starke Auswirkungen auf die Kosten, die für Weiterbildungsangebote angesetzt werden können. Bei einer Durchschnittspension von Frauen in der Höhe von 941 Euro und von Arbeitern in der Höhe von 1.186 Euro ist zu vermuten, dass nur geringe Beiträge für Weiterbildungsveranstaltungen geleistet werden können.

Tabelle 1: Durchschnittspensionen nach dem Geschlecht und Versicherungsträger in Euro (Dezember 2014)

Pensionsversicherungsträger	Männer	Frauen
PV gesamt	1.550	941
PVA – Arbeiter	1.186	685
PVA – Angestellte	2.044	1.211
SVA Gewerbl. Wirtschaft	1.709	1.067
SVA der Bauern	1.128	613

Quelle: Hauptverband der Sozialversicherungsträger (2015). Die österreichische Sozialversicherung in Zahlen, S. 18.

Und ungeklärt bleibt in den neuen Modellen zur Lebensphasengliederung, wie das vierte Lebensalter positioniert ist. Wie sehen die Möglichkeiten der Lebensgestaltung unter Bedingungen von Gebrechlichkeit aus. Berücksichtigt das altersintegrierte Modell des Lebenslaufs auch zureichend die Phase der Hochaltrigkeit? Welche Effekte und Auswirkungen haben die verschiedenen Lebensstile, die zwischen 50 und 80 gelebt werden auf das späte Leben? Im Modell zur Pluralisierung der Lebensstile fehlt eine längsschnittliche Betrachtung; es bleibt unklar, ob und wie ein „Switchen“ zwischen den Lebensstilen im Zeitverlauf möglich ist.

Zusammenfassend kann das dritte Lebensalter als ein generational definiertes kulturelles Feld verstanden werden, das durch Konsumorientierung, Distinktionsbemühungen, und Individualisierung strukturiert ist (Gilleard & Higgs 2007: 26). Gekennzeichnet ist dieses dritte Lebensalter durch die Formel „*Ich bin nicht alt!*“. Damit entsteht eine eigene Gestalt und es gehören jene Personen zu dieser Gestalt, die sich mit den Symbolen und Handlungsweisen dieser Gestalt auseinandersetzen. Erworben und entwickelt werden Kompetenzen im interaktiv-partnerschaftlichen Bereich, im kulturell-konsumorientierten Bereich und im politisch-ethischen Bereich. Diese erlauben es dem Individuum, sich eine soziale Position zwischen Erwerbstätigkeit und Gebrechlichkeit zu schaffen. Julia Steinfort fasst die Lebensform Drittes Lebensalter so zusammen: „Diejenigen, die heute im Dritten Lebensalter sind, haben im Vergleich zu früheren Ruhestandskohorten verstärkt die Möglichkeit, aber auch die Notwendigkeit, dieses Lebensalter zu füllen. Dabei geht es vermehrt um Fragen der Sinnorientierung und die individuell passende Ausgestaltung dieses Lebensabschnittes“ (Steinfort 2010: 29).

9.4 Eine neue Kultur für das Vierte Lebensalter

Leopold Rosenmayr schreibt zur sozialen Positionierung des hohen Alters in der Gesellschaft: „Es fehlt an umfassender Akzeptanz von Schwächen der Älteren und Alten, der Hochbetagten, der 85-Jährigen und der 90-Jährigen. Das lässt sich sowohl in den Supermärkten, als auch in den öffentlichen Transportmitteln und im Straßenverkehr beobachten. Sie erscheinen doch nur hinderlich, die Alten (...) Es haben im Grunde zur Zeit die Älteren und Alten nicht einmal ansatzweise einen einigermaßen festen, akzeptierten Platz in unserer Kultur. Zählen ihre Erinnerungen etwas? Bei wem? Wer will von diesen

Erinnerungen hören? Am wenigsten wird ein solcher Platz den Hochbetagten eingeräumt.“ (Rosenmayr 2013: 117)

Den besonderen Ehrungen prominenter hochaltriger Personen kommt aus dieser Sicht eher eine Alibifunktion zu. Jubilarfeiern haben den Beigeschmack der „ehrevollen“ Verabschiedung. Statuszuweisung im hohen Alter trägt weithin das Merkmal der Funktionslosigkeit, das in der Leistungsgesellschaft mit Bedeutungslosigkeit korreliert (Fürstenberg 2013).

Sowohl in der gerontologischen Diskussion als auch im öffentlichen Diskurs ist eine defizitäre Sicht auf das 4. Lebensalter geblieben, sodass von einem *Fahrstuhleffekt des Ageism* (van Dyk 2009) gesprochen werden kann. Die Abwertung des hohen Alters ist zum Teil auf die Popularität des aktiven (dritten) Lebensalters zurückzuführen und sie ist auf einen bio-medizinischen Reduktionismus zurückzuführen. Mit dem 4. Lebensalter werden Gebrechlichkeit und Demenz assoziiert. Damit nicht genug, wird über diese Indikatoren auf einen Persönlichkeitsverlust im hohen Alter hingewiesen. Verändert sich die geistige Leistungsfähigkeit, so verändert sich auch – so die Annahme – die Handlungsfähigkeit des Individuums. Diese Annahmen gilt es zu korrigieren, und zwar einmal dahingehend, dass empirisch kein linearer Abbau kognitiver Fähigkeiten nachweisbar ist. Zum anderen braucht es ein neues Verständnis von Krankheit. Es braucht ein Verständnis von Krankheit, das Krankheit nicht diabolisiert und Kranke diskreditiert. Anders altern kann nicht heißen, dass die Defizitperspektive in Hinsicht auf die Spätlebensphase aufgegeben wird, um dann in einen übertriebenen Optimismus zu verfallen. Altern kann und soll nicht defizitär verstanden werden, es soll aber auch nicht zu einer Happiness-Phase hochstilisiert werden, die leicht und für alle erreichbar ist. Prävention und Gesundheitsförderung, positives Altern und potentialorientiertes Denken sind Mittel, sollen sich aber nicht verselbständigen und in eine aufdringliche Moral münden. Mit moralischen Verurteilungen wird lediglich die soziale Exklusion im Alter befördert und keineswegs soziale Teilhabe. Die Leitvorstellung heißt heute in der Gesundheitsförderung: „Handlungen bewerten und nicht Personen“ (Hafen 2013).

Das Konzept des vierten Lebensalters, wie es in der Gerontologie entwickelt worden ist, reflektiert die Fragmentierung der Lebensphase Alter. Während Menschen über 65 nicht mehr länger marginalisiert werden, gilt dies nicht für die Hochaltrigen. Sie leben unter Bedingungen eingeschränkten Handelns und herabgesetzter sozialer Bewertung. Es braucht eine „Kultur der Langlebigkeit“, die diese Grenzbeziehungen zwischen jungen und alten Alten, zwischen aktiven, erfolgreichen und nicht mehr aktiven

Neue Kultur des Alterns



und „erfolglosen“ Alten aufhebt bzw. neu gestaltet. Notwendig ist dafür jedenfalls, dass das zentrale Modell der Spätmoderne – die Arbeits- und Leistungsgesellschaft – neu überdacht wird. Das Modell der Leistungsgesellschaft, welches zu einem Strukturwandel der Gesellschaft geführt und Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs geschaffen hat, ist sehr problematisch unter Bedingungen gesellschaftlicher Langlebigkeit. Wird Leistungsorientierung über die Pensionierung hinaus aufrechterhalten, dann kann sich keine eigene (neue) Kultur im Alter etablieren. Es braucht hier also, wie bereits weiter oben angeführt, einen weiteren Wertewandel, der die Differenzierung der Lebensphasen spiegelt.

10 Anders Altern – Gelingendes Altern

Im öffentlichen Diskurs wird das Alter unterschiedlich thematisiert. Diese Thematisierungen reichen von „Alter als Problem“ über „Alter als Befreiung“ bis zu „Alter als Ressource“. Eine ähnliche Vielfalt und Veränderung findet sich in wissenschaftlichen Diskursen. Hier reichen die Thematisierungen von „Aktives Altern“ über „Alterspotentiale“ bis zu „Erfolgreiches Altern“. In der jüngeren Diskussion finden sich zwei Konstruktionen, die für die Diskussion um eine neue Kultur des Alterns relevant und anregend sind. Das ist zum einen die Vorstellung vom „Gelingenden Altern“ (Kumlehn & Kubik 2012) und das ist zum anderen „Anders Altern“ (Zimmermann 2015). Es geht dabei nicht nur um differenzielles Altern, sondern es geht um die Möglichkeit, *anders* zu altern, was nur dann gelingen kann, wenn alte Menschen in ihrem So-Sein anerkannt werden. Ein anderes Altern wird dann möglich sein, wenn Alter thematisiert wird, ohne über alte Menschen zu bestimmen. Und es braucht Reifungsprozesse.

Reifung verlangt den Einschluss von Neuem. Reifung ist ein Prozess von Metamorphosen. „Anders leben“ ist ein Weg zu sich selbst. In der Änderung bedarf es der Aufrichtigkeit. Ohne Aufrichtigkeit und jeweils eine neue Wissensbemühung, kann man nicht sehen, bleibt es dunkel. Um die Entstehung von Neuem zu fördern ist Bewegung verlangt, nicht Beharrung. Aufrichtigkeit gibt es nur in der Bewegung. Sigmund Freud (1914) hat die Notwendigkeit des Aufbrechens des Wiederholungszwangs betont. Dadurch kann sich das Ich entwickeln. Nötig wird Umdenken.

10.1 Alters-Coolness - Gelassenheit

Harm-Peer Zimmermann (2013) formuliert die Alters-Coolness als einen Verhaltenscode, der es auch im und gerade im Alter möglich macht, der Haltlosigkeit des Flexibilitätsregimes einen Halt entgegen zu setzen. Mit diesem Ansatz wird den Vorstellungen von Anti-Ageing, aktivem und erfolgreichem Altern eine neue Perspektive entgegengestellt. Es geht um eine *Lebenskunst* der inneren Selbstfindung und nicht um eine außen-geleitete Lebensweise, in der sich das Individuum fortwährend auf äußere Veränderungen einstellen muss und sich daran anpasst. Alters-Coolness stellt sich gegen Flexibilitätsdruck und Jugendlichkeitorientierung. Konzipiert werden in dieser einerseits *subjektive* Haltungen, Vorstellungen und Praktiken, mit denen die einzelnen Menschen ihren eigenen Alternsprozess gestalten können. Konzipiert werden hier andererseits *objektive* Muster und Formen, die unsere Kultur und

Gesellschaft bereithält, um über das Alter nachzudenken und ihm Gestalt zu geben. Lebenskunst hat also eine subjektive und eine objektive Seite.

Coolness kann als eine Einstellung und Haltung der Resistenz aufgefasst werden, mit der einzelne Akteure ihre Selbstständigkeit und Eigenart behaupten. Es geht um Selbstbehauptung gegenüber einer Gesellschaft, die zwar individualisiert ist, jedoch über mächtige institutionelle Strukturen das Individuum einschränkt. Die Anti-Ageing-Industrie bildet eine solche einschränkende Struktur, die eine Auseinandersetzung mit dem Alternsprozess, der nicht auf eine Verweigerung des Alters hinausläuft, einschränkt.

Die Alters-Coolness ist eine Haltung, mit der Menschen darum bemüht sind, „den Herausforderungen und Zumutungen des Alters mit entspannter Selbstbeherrschung, kontrollierter Lässigkeit, souveräner Improvisation zu begegnen“ (Zimmermann 2013: 121). Es geht um eine Souveränität gegenüber den Belastungs- und Verlustdiskursen. Das sind sowohl jene, die gesellschaftlich vorhanden sind und auf das Individuum einwirken, als auch jene, die von innen kommen. Dabei geht es um eine Haltung der Gefasstheit und des Abstands gegenüber inneren Problemen.

Thomas Rentsch schreibt in seiner Ethik der späten Lebenszeit: „Wir benötigen ein Bewusstsein vom Wert der Langsamkeit, des Innehaltens, des ruhigen Zurückblickens, der Mündlichkeit – des wirklichen Gesprächs zwischen konkreten Personen. Langsamkeit, Innehalten und konkrete Mündlichkeit sind die wesentlichen Möglichkeiten, den Verendlichungsprozess durch die Gewinnung von Tiefe zu besiegen“ (2013: 173).

Das Konzept der Alters-Coolness stützt eine Kultur des guten Lebens im hohen Alter über eine habitualisierte Technik des Sich-Entziehens, womit aber nicht gemeint ist, sich aus sozialen Beziehungen zurückzuziehen. Denn gerade kommunikative Lebensformen wie Aufrichtigkeit, Vertrauen, gegenseitige Hilfe erweisen sich als orientierungs- und lebenstragend. Falsch ist ein ethisches Verständnis guten Lebens, das die Abhängigkeit von anderen als Katastrophe sieht. Es ist falsch, zu glauben, das Leben ist nur sinnvoll ohne Angewiesenheit auf Andere. Hinter einer solch ichbezogenen Unabhängigkeitsideologie verbirgt sich die Verachtung gegenüber schwerkranken und behinderten Menschen (Rentsch 2013). Für eine positive Gestaltung des Lebens, wie bereits weiter oben angeführt, ist nach Erwin Ringel (1991) die Fähigkeit zu guten mitmenschlichen Beziehungen ein ganz entscheidender Faktor. Denn der Mensch ist eben kein Einzelwesen, sondern auf Gemeinschaft ausgerichtet. Selbst-

verwirklichung ist ohne Solidarität kaum möglich.

Eine ichbezogene Unabhängigkeitsideologie verkennt die soziale, kommunikative und interpersonale Situation des Menschen. Möglicherweise braucht es hier für die neue Kultur des Alterns auch eine neue Kultur des Sterbens, in der etwa die Patientenverfügung neu überlegt wird. Die Patientenverfügung ist Teil der Unabhängigkeitsideologie und einer verlorengegangenen Kultur des Sterbens. Der moderne Mensch ist kein Mensch der Zuversicht, sondern ein Mensch der Angst, und zwar gerade deswegen, weil er alles kontrollieren möchte. Es braucht daher weniger eine Verfügung, die von allen unterschrieben ist, sondern humane Achtung, eine wertschätzende, Trost und Zuversicht vermittelnde Pflege. Damit dies gelingt, müssen Altern und Sterben ins Leben zurückgeholt werden.

10.2 Lebenskunst – Gelingendes Altern - Selbstsorge

Bei der neuen Kultur des Alterns handelt es sich um eine Vielzahl von Prozessen der Kultivierung, die zu Strukturen des selbstbestimmten Verhaltens und zu einer Anerkennung der älteren Generation in der Gesellschaft führen können. Gefragt und gefordert ist *Lebenskunst* (Grebe 2013). Die Lebenskunst erweckt deshalb gegenwärtig ein großes Interesse, weil über sie eine Antwort auf gesellschaftliche Individualisierung und Pluralisierung erwartet wird. Entlassen aus der bequemen Lage gewährleisteter Integration und Identität über den Status des Ruhestands, müssen Individuen wählen, aushandeln, koordinieren. Welche Bilder, Formen, Stile, Rollen des Alterns will das Individuum für sich akzeptieren und welche nicht. Es will jedenfalls nicht in Schubladen gesteckt oder über kategoriale Zuordnungen bestimmt werden. Best Ager, Third Ager, Silver Traveller sind stets die anderen, werden in einer Kultur des Individualismus als inakzeptabel zurückgewiesen.

Im Zentrum für eine gelingende neue Kultur des Alterns stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben – letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles sollte in einem förderlichen sozio-kulturellen Rahmen stattfinden. Dieser Rahmen kann aber nie die individuelle Konstruktion der inneren Gestalt ganz abnehmen. Und ich greife dabei auf Leopold Rosenmayr (2013) zurück: „Das Ich muss im späten Leben mehr und mehr selber zur Selbsterneuerung beitragen. Dazu muss man das Ich ausdrücklich [geragogisch, Anm.d.Verf.] stärken. Sonst bleibt das Ich, leider auch das „aufgeklärte“, in einem Gefängnis von „Wiederholungszwängen“ stecken.“ (S. 249)

Unter *gelingendem Altern* wird verstanden, dass eine Person mit individuellen und gesellschaftlichen Veränderungen und Erfahrungen, die das Alter mit sich bringt, zurechtkommt (Fiehler 2012). Gelingendes Altern ist entweder eine Zielsetzung oder eine Zuschreibung von außen. Es geht nicht um eine Fortschreibung der Lebensverhältnisse der mittleren Generation bzw. des mittleren Lebensalter, sondern es geht um reflexive Veränderung. Damit wird einerseits Annahmen der Aktivitäts- und Kontinuitätstheorie entgegengetreten, die von einer (notwendigen) Fortsetzung von Lebenskonzepten der Mitte des Lebens ausgehen, andererseits soll damit herausgestellt werden, dass Altern kein ungewollter und selbstlaufender Prozess ist. Die Gestaltung des Lebens liegt im Blickpunkt dieses Ansatzes. Der Alternsprozess wird in seinem konstruktiven Charakter beschrieben und analysiert. Gelingendes Altern liegt in der Fluchtlinie des Lebens, ist aber nicht einfach gegeben, sondern wird erstrebt (Dierken 2012). Gelingendes Altern passiert nicht einfach. Es ist etwas, das erarbeitet und hergestellt werden muss. Wie geschieht das?

Als zentraler Ort für die Herstellung eines gelingenden Alterns wird das Gespräch mit anderen gesehen, in dem die alterstypischen Veränderungen und Erfahrungen bearbeitet und auf diese Weise auch zugleich verarbeitet und angeeignet werden können (Fiehler 2012).

Konstrukte gelingenden Alterns, die sich auf gerontologisch gesicherte Evidenz berufen, verbinden die grundsätzliche Akzeptanz des Älterwerdens (Pro-Ageing) mit dem kontinuierlichen Bemühen um eine gesundheitsbewusste, sozial eingebundene und von sinnhaften Aktivitäten erfüllte Lebensführung (Zeman 2012).

In eine ähnliche Richtung geht das von Helen Güther und Hermann Brandenburg vorgestellte Konzept von „Human Flourishing“, wobei sie sich dabei auf die Arbeiten von Bruce Jennings (2000). Es geht dabei darum, Potenziale zur Förderung für ein Leben als Mensch aufzudecken und einen sinnhaften Lebensvollzug zu ermöglichen. Um das zu erreichen, braucht es zwei Formen der Befähigung, nämlich einerseits die Person selbst in ihrem aktiven, individuellen Sein zu fördern („life-ability“) und andererseits materielle und qualifikatorische Ressourcen („livability of environment“) bereit zu stellen.

Zur Lebenskunst im Alter gehört also die Sorge um sich (life-ability). Heinrich Grebe zeigt auf Basis von qualitativen Interviews, dass etwa die entschiedene Vermeidung bestimmter Erinnerungen ein wichtiges Mittel der Selbstsorge darstellt. Nicht immer ist die grenzenlose Selbstenthüllung eine

günstige Selbstsorge. Zur Selbstsorge gehört auch, sich gegen gut gemeinte Hilfen und Eingriffe von Bekannten, Angehörigen, Freunden zur Wehr zu setzen.

Die gerontologische Forschung hat wiederholt nachgewiesen, dass persönliche Einstellungen zum Alter ausschlaggebend für ein gutes Leben bzw. Lebenszufriedenheit sind. Wer positiv denkt und Gutes erwartet, kann sein Leben viel eher positiv und gut gestalten, als jemand der pessimistisch ist. Erwin Ringel (1986) hat davon gesprochen, dass die Hauptaufgabe des menschlichen Lebens darin besteht, eine positive Einstellung zu sich selbst zu gewinnen.

Wohin soll die Sorge um sich führen? Ihre Wirkung besteht in Selbsterheiterung, in Selbstakzeptanz, in Selbstaufwertung. Auf gesellschaftlicher Ebene gilt es, die Selbstsorge hochbetagter Menschen stärker wahrzunehmen, sie anzuerkennen und ihr einen größeren Spielraum zu verleihen. Konkret würde das bedeuten, ältere Menschen nicht primär als hilfs- und pflegebedürftig zu sehen, sondern als Vertreter ihrer Selbst (Grebe 2013: 156). Diese Vorstellung findet sich praktisch im Konzept der personenzentrierten Pflege von Tom Kitwood (2013). Kitwood wollte damit das Personsein von Menschen mit Demenz rehabilitieren und eine Pflege installieren, die auf ein sinnbezogenes Sein ausgerichtet ist und nicht aufgabenorientiert. Es geht darum, auch unter Bedingungen von Demenz *Selbstaktualisierung* und *Sinnbezogenheit* zu unterstützen. Alltagspraktisch gehören zu dieser Selbstaktualisierung Humor, jemanden zum Sprechen zu haben, das Gefühl, gebraucht zu werden.

10.3 Selbstsorge und soziales Engagement

Ehrenamtliche sind keine anonymen „Einzeltäter“, keine vereinzelt, gütigen Menschen, die am Straßenrand in Not Geratene spontan helfen. Die freiwillig Tätigen bewegen sich immer schon in vorgegebenen, zumindest vorgeprägten institutionellen Settings von Arbeitsfeldern und Institutionen, von normierten Koordinatensystemen (rechtlich, finanziell, personell strukturiert). Freiwilligenarbeit ist also zunächst so etwas wie organisierte Nächstenliebe.

Freiwilligenarbeit wird allerdings überbewertet, wenn sie nur als gemeinwohlorientierte Tätigkeit gesehen wird. Denn vieles folgt dem Eigennutzen des Einzelnen und der jeweiligen Organisation. Die jeweiligen Aktivitäten sind nicht notwendigerweise gesellschaftlich nützlich.

Heiner Keupp hat es so formuliert (Keupp 2000): „Engagement muss den Menschen etwas bringen“. Der Mensch der Gegenwart ist nicht egoistisch, er möchte lediglich Subjekt des eigenen Handelns sein,

der will sich mit dem identifizieren, wofür er Verantwortung übernimmt. Menschen sind nur dann bereit, etwas zu tun, wenn sie das Gefühl haben, dass sie etwas davon haben. Es wird eher nur das gemacht, was sich im eigenen Lebensbereich befindet und in das bestehende Lebenskonzept integriert werden kann. Das bedeutet umgekehrt, dass es schwer ist, jemanden zu mobilisieren in Bereichen, in denen Lebensqualität nur schwer vermittelbar ist.

Von jener Freiwilligenarbeit, die auf einer Bedeutungssteigerung des Wertes der Selbstentfaltung basiert, wird erwartet, dass sich durch sie neue Identitätsmuster im Alter entwickeln. Aktivitäten im Freiwilligensektor könnten jene "Selbstvergewisserung" und soziale Anerkennung bringen, die die Arbeitswelt versagt. Letzteres bedeutet, dass an diese Tätigkeit ein emanzipativer Anspruch gerichtet wird. Wenn schon die Erwerbsarbeit vorwiegend fremdbestimmt erfolgt und Zwängen unterliegt, soll wenigstens in der Freiwilligenarbeit eine autonome Lebensgestaltung im Vordergrund stehen.

Nach Bernice Neugarten (1977) wählen ältere Menschen jene Aktivitäten, "die ihnen Ich-Beteiligung offerieren und eine möglichst hohe Konsonanz zu ihren Selbst-Konzepten aufweisen". Am zufriedensten sind jene älteren Menschen, die ihre Aktivitäten und Interaktionen selbst wählen können (McClelland 1982). Aktivität kann demnach nicht allgemein verbindlich definiert werden, sondern bestimmt sich vor dem Hintergrund jeweiliger Selbst-Konzepte und Selbstentwürfe.

Das Individuum löst sich aus traditionellen Sozialbindungen heraus, wodurch sich auch für ältere Menschen Chancen für individuelle Gestaltung des Aktivitätspotentials ergeben. Mit den Chancen wächst aber auch die Unsicherheit denn es werden immer mehr individuell zu treffenden Entscheidungen verlangt. Späte Freiheit wird zu einer Möglichkeit; ihre Erlangung fordert jedoch Entscheidungsstärke. Dabei beeinflusst das Selbst nicht nur die aktuellen Aktivitäten (Aktivitätsperformanz), es steuert auch die Entwürfe von Aktivitäten (Aktivitätskapazität).

Die zunehmende gesellschaftliche Individualisierung baut nicht in pauschaler Weise Solidarbeziehungen ab, sondern sie schafft eher einen neuen Typus von Solidarität. Diese wird freiwillig erbracht und weniger aus dem Gefühl der Verpflichtung, das aus traditionellen Gemeinschaftsbindungen folgt. Der neue Typus der Sozialbeziehungen ist zwangloser, vielseitiger, zeitlich und sachlich eingegrenzter und beweglicher.



Die entscheidenden Merkmale der neuen Beziehungsmuster sind ihre strukturelle Offenheit, die lockere Verknüpfung und die Wahlfreiheit. Für diesen Gesellschaftstypus wird der Begriff der befreiten Gemeinschaft verwendet (Keupp 1996). Es handelt sich nicht um Gemeinschaften, die „schon immer da waren“, sondern um neuartige Formen der sozialen Vernetzung. Sie sind eine spezifische Leistung, in die Bedürfnisse und Wünsche der einzelnen eingehen. Es handelt sich nicht um Gemeinschaften, in die sich die einzelnen Subjekte integrieren müssen, sondern hier wird vielmehr Gemeinschaft nach eigenen Vorstellungen neu geschaffen. Gemeinsinn ist somit kein abstraktes kulturell-moralisch definiertes Projekt, sondern realisiert sich in dem Gebrauchswert für den einzelnen.

11 Ein kritischer Ausblick

Das Alter ist gesellschaftlich unspezifisch ausformuliert, sodass von einem normativen gap gesprochen wird. Daraus ergeben sich Dispositionsspielräume. Die „ungesellige Geselligkeit“ der Menschen verlangt Institutionen, die die Dispositionsspielräume fruchtbar machen, indem sie diese in geordnete Bahnen lenken (= institutionalistischer Ansatz). Notwendig sind in diesem Zusammenhang Konflikte, so Immanuel Kant, sonst würden die Menschen ein arkadisches Schäferleben bei vollkommener Eintracht leben und alle ihre Talente verborgen bleiben.

Doch werden die Dispositionsspielräume nicht überschätzt und die strukturellen Bedingungen, die aus der Phase vor der Pensionierung kommen und sich auf die nachberufliche Lebensphase auswirken, unterschätzt? Der Unterschied zwischen der kulturellen Erklärung des Alters und der Erklärung aus einer sozial-strukturellen Perspektive besteht nicht darin, dass letztere die Diversität des Alters nicht sieht, sondern darin, dass letztere die Diversität als Folge struktureller Ungleichheiten begreift und nicht als Folge unterschiedlichen Handelns und Gestaltens. Wieweit werden soziale Ungleichheiten durch eine solche Betrachtungsweise legitimiert?

Das Verhältnis zwischen Institutionen und Akteuren ist seit dem Ende der Prosperitätsphase in den Industriestaaten durch krisenhafte Modernisierungsprozesse starken Belastungen unterworfen. Durch die teilweise Auflösung stark strukturierter Übergänge im Lebensverlauf werden die gesellschaftlichen Akteure, Institutionen und Individuen gleichermaßen unter einen stärkeren Handlungs- und Legitimationsdruck gestellt, der sie zu reflexiver Regulierung und Steuerung einerseits und zu selbstorganisierten und selbstverantworteten Lebensläufen andererseits veranlasst. Diese sich herausbildende Konstellation strukturiert neue Muster sozialer Ungleichheit. Beispielsweise dann, wenn Übergangsrisiken bei bestimmten Sozialgruppen kumulieren und es diesen nicht gelingt, sich mit Ressourcen und Berechtigungsnachweisen auszustatten, die den Anforderungen an die soziale Position in der neuen Lebensphase Alter entsprechen. So hat die gesellschaftliche Modernisierung nicht nur die Optionalität für die Gestaltung von Biographien erweitert, sondern auch die individuelle Abstimmung zwischen Passagen im Bildungs-, Erwerbs-, Familien- und Ruhestandskontext sozial ausdifferenziert.

Problematisch und kritisch zu bewerten ist auch das unablässige Ringen um Optimismus, Glück und heitere Gemütsverfassung. Damit werden die gegenteiligen Erlebnisqualitäten diskreditiert, Kranken-

heiten werden dämonisiert und diabolisiert.

Die Verlagerung des Blicks, weg von Strukturen hin zu kultureller Vielfalt kann auch gesehen werden als eine Form der Depolitisierung. Dieser kulturelle Blick ist dort problematisch, wo er dazu führt, dass Gebrechlichkeit, Armut und soziale Exklusion völlig ausgeblendet werden zugunsten individueller Gestaltung. Die Emphase für einen neuen Diskurs zum Altern sollte keinesfalls dazu führen, die ökonomischen und sozialen Lebensverhältnisse älterer Menschen zu verdecken, die für die Erfahrungswelt im Alter grundlegend sind.

Fassen wir zusammen: Veränderungen in der Konsumkultur, im Bereich der sozialen Medien, des Körperbewusstseins und der Lebensräume bedingen die Hervorbringung einer neuen Kultur des Alters. Von diesen Veränderungen wird ein neuer Blick auf das Altern und eine neue Lebensweise im Alter erwartet. Diversität und Differenzierung sollen Homogenität und Statik ablösen.

12 Literatur

- Adams, Kathryn B., Leibdrandt, Sylvia, & Moon, Heehyul (2011). A critical review of the literature on social and leisure activity and wellbeing in later life. *Ageing & Society* 31 (4): 683-712.
- Amann, Anton (2004). *Die großen Alterslügen. Generationenkrieg, Pflegechaos, Fortschrittsbremse?* Wien: Böhlau.
- Amann, Anton (2012). Konstruktionen des Alters. Soziale, politische und ökonomische Strategien. In: Röder, Brigitte, de Jong, Willemijn, & Alt, Kurt (Hrsg.). *Altern(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven.* (S. 209-225). Wien: Böhlau.
- Atchley, Robert C. (1999). *Continuity and Adaptation in Aging.* Baltimore/London: The Johns Hopkins University Press.
- Backes, Gertrud M., & Clemens, Wolfgang (2003). *Lebensphase Alter.* München: Juventa.
- Beck, Ulrich (1983). *Risikogesellschaft.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter A. (2010). Kulturelle Identität als soziale Konstruktion. In: Honer, Anne, Meuser, Michael & Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.). *Fragile Sozialität.* Wiesbaden: VS-Verlag, 207-223.
- Berger, Peter (1994). *Sehnsucht nach Sinn.* Frankfurt a.M.: Campus.
- Beauvoir, Simone de (1977). *Das Alter.* Reinbek: Rowohlt.
- Böhme, Günther (1982): Der Erfahrungsbegriff in der Erziehungswissenschaft und die pädagogische Erfahrung. *Hessische Blätter für Volksbildung*, 34: 265-271.
- Boss, Pauline (2006). *Loss, Trauma, and Resilience: Therapeutic Work with Ambiguous Loss.* New York: W.W. Norton.
- Buck, Günther (1989). *Lernen und Erfahrung, Epagogik.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Carstensen, Laura L. (1991). Socioemotional selectivity theory: Social activity in life-span context. *Annual Review of Gerontology and Geriatrics*. 11: 195-217.
- Ciesinger, Kurt-Georg (2015). Identifikation von Innovationspotentialen in Erwerbsbiographien. In: Dill Helga & Keupp Heiner (Hrsg.). *Der Alterskraftunternehmer.* Bielefeld: transcript 183-199.
- Cumming, Elaine, & Henry, William E. (1961). *Growing Old: The Process of Disengagement.* New York: Basic Books.
- Dierken, Jörg (2012). Gelingendes Leben – Gelingendes Altern. In: Kumlehn, Martina & Kubik, Andreas (Hrsg.). *Konstrukte gelingenden Alterns.* Stuttgart: Kohlhammer, 35-51.
- Dill, Helga & Strauss, Florian (2015). Alte Hasen oder altes Eisen. In: Dill Helga & Keupp Heiner (Hrsg.). *Der Alterskraftunternehmer.* Bielefeld: transcript, 49-64.
- Ehrenberg, Alain (2004). *Das erschöpfte Selbst.* Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Ehret, Sonja (2010). Potenziale von Menschen mit Demenz: Propulsivität – Begegnungsfähigkeit – Reifen. In: Kruse, A. (Hrsg.). *Potenziale im Altern.* Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft, 331-342

- Erikson, Erik H. (1959): Identity and the Life Cycle. New York: International Universities Press.
- Esser, Hartmut (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 2: Die Konstruktion der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Campus.
- Featherstone, Mike & Hepworth, Mike (1991). The mask of ageing and the postmodern life course. In: Featherstone, M., Hepworth, M., Turner, BS. (Hrsg.). The Body: Social Process and Cultural Theory. London: Sage, 371–389.
- Fiehler, Reinhard (2012). Kommunikation als Grundvoraussetzung für gelingendes Altern. In: Kumlehn, Martina & Kubik, Andreas (Hrsg.). Konstrukte gelingenden Alterns. Stuttgart: Kohlhammer, 107-132.
- Finch, Caleb E. (2007). The biology of human longevity: Inflammation, nutrition, and aging in the evolution of lifespans. Amsterdam: Academic Press.
- Freud, Sigmund (1914). Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Internationale Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse. 2(6): 485-491.
- Fürstenberg, Friedrich (2013): Hochaltrigkeit als Akzeptanzproblem. Zeitschrift für Gerontologie. 46 (1): 16-20.
- Fries, James F. (1983). The compression of morbidity. Milbank Q, 61: 397-419.
- Fry, Christine (2000). Culture, Age, and Subjective Well-Being: Health, Functionality, and the Infrastructure of Eldercare in Comparative Perspective Journal of Family Issues, 21: 751-776.
- Gallagher, Shaun (2005). *How the Body Shapes the Mind*. New York: Oxford University Press.
- Gadamer, Hans-Georg (1960). Wahrheit und Methode. Berlin: Akademie-Verlag.
- Gilleard, Christopher & Higgs, Paul (2000). Culture of ageing: Self, citizen and the body. London: Prentice Hall.
- Gilleard, Christopher & Higgs, Paul (2002). The third age: class, cohort or generation? Ageing & Society, 22, 369-382.
- Gilleard, Christopher & Higgs, Paul (2007). The Third Age and the Baby Boomers. Two Approaches to the Social Structuring of Later Life. International Journal of Ageing and Later Life, 2 (2): 13-130.
- Graefe, Stefanie, van Dyk, Silke & Lessenich, Stephan (2011). Altsein ist später. Alter(n)snormen und Selbstkonzepte in der zweiten Lebenshälfte. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44 (5): 299–305.
- Grebe, Heinrich (2013). Selbstsorge im Angesicht von Verletzlichkeit und Endlichkeit: Facetten einer Lebenskunst des hohen Alters. In: Rentsch, Thomas, Zimmermann, Harm-Peer, Kruse, Andreas (Hrsg.). Altern in unserer Zeit. Frankfurt a.M.: Campus, 136-159.
- Güther, Helen & Brandenburg, Hermann (2015). Das gute Leben. In: Dies. (Hrsg.). Lehrbuch Gerontologische Pflege. Stuttgart: Kohlhammer, 79-88.
- Hafen, Martin (2013). Ethik in Prävention und Gesundheitsförderung. Präventive Gesundheitsförderung 8 (4): 284-288.
- Honig, Michael-Sebastian, Weymann, Ansgar, Saake, Irmhild, & Abels, Heinz (2008). Lebensphasen. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Hradil, Stefan & Immerfall, Stefan (1997). Modernisierung und Vielfalt in Europa. In: Dies. (Hrsg.): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen: Leske & Budrich, 11-25.

- Imhof, Arthur E. (1988). Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit : fünf historisch-demographische Studien. Darmstadt: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.
- Jennings, Bruce (2000). A Life Greater than the Sum of Its Sensations: Ethics, Dementia, and the Quality of Life. In: Albert, S.M. & Logsdon, R.G. (Hrsg.). *Assessing Quality of Life in Alzheimer's Disease*. New York: Springer, 2000. Pages 165–178.
- Keupp, Heiner (2008). Identitätskonstruktionen in der spätmodernen Gesellschaft. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, 7/2, 291-308.
- Keupp, Heiner (2015). Alter ist auch nicht mehr das, was es einmal war! In: Dill Helga & Keupp Heiner (Hrsg.). *Der Alterskraftunternehmer*. Bielefeld: transcript, 17-47.
- Kidahashi, Miwako & Manheimer, Ronald J. (2009). Getting ready for the working-in-retirement generation: how should LLIs respond? *The LLI Review*, 4 (1): 1-8.
- Kitwood, Tom (2013). Demenz. Der personenzentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen (6. Aufl.). Bern: Verlag Hans Huber.
- Kohli, Martin (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs: Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37 (1): 1-29.
- Kolb, David A. (1984). *Experiential Learning: Experience as source of learning and development*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Kruse, Andreas & Wahl, Hans-Werner (2010). *Zukunft Altern*. Heidelberg: Spektrum
- Laslett, Peter ([1989]1995). *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns* (Orig.-Titel: *A fresh map of life*). München: Juventa.
- Mannheim, Karl (1928/1965). Das Problem der Generationen (1928/29). In Friedeburg, Ludwig v. (Hrsg.). *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 23-48.
- Meyer-Drawe, Käte (2008). *Diskurse des Lernens*. München: Wilhelm Fink.
- Neugarten, Bernice L. (1974). Age Groups in American Society and the Rise of the Young Old. *Annals of the Academy of Social and Political Science*, 415: 187-198.
- Neugarten, Bernice L. (1979). The Young Old and the Age-irrelevant Society. In: Neugarten, B.L. (Hrsg.). *The Meaning of Age*. Chicago: University Press.
- Nohlen, Dieter & Nuscheler, Franz (1992): Was heißt Entwicklung? In: Dies. (Hg.): *Handbuch der Dritten Welt*. Bd.1. Grundprobleme. Theorien. Strategien. Bonn: Verlag J.H.W. Dietz, 55-75.
- Ogburn, William, F. (1972): Die Theorie des "Cultural Lag". In: Dreitzel, Hans Peter (Hg.): *Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie*. Neuwied: Luchterhand, 328-338 (zuerst erschienen 1957).
- Peace, Sheila, Holland, Caroline & Kellaher, Leonie (2007): *Environment and Identity in Later Life*. Berkshire: Open University Press.
- Polanyi, Karl (1957): *The Great Transformation*. Boston: Beacon Press.
- Rentsch, Thomas (2013). Alt werden, alt sein – Philosophische Ethik der späten Lebenszeit. In: Rentsch, Thomas, Zimmermann, Harm-Peer, Kruse, Andreas (Hrsg.). *Altern in unserer Zeit*. Frankfurt a.M.: Campus, 163-187.
- Riley, Matila W. & Riley, John (2000). Age Integration: Conceptual and Historical Background, *The Gerontologist* 40 (3): 266–270.

- Ringel, Erwin (1987). *Die ersten Jahre entscheiden*. Wien: Verlag Jungbrunnen.
- Ringel, Erwin (1991). *Fürchte den anderen wie dich selbst*. Wien: Ephelant Verlag.
- Rosenmayr, Leopold & Köckeis, Eva (1961). Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter. *Soziale Welt*, 12 (2): 214-229.
- Rosenmayr, Leopold (2013). Schritte zu einer Welt-Alternskultur. In: Ehalt, Hubert C. (Hrsg.). *Herausforderung Alter(n)*. Wien: Verlag Bibliothek der Provinz.
- Rowe, John W. & Kahn, Robert L. (1997). Successful aging. *The Gerontologist*, 37: 433-440.
- Rüßler, Harald, Köster, Dietmar, Stiel, Janina & Heite, Elisabeth (2015): *Lebensqualität im Wohnquartier*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schäffter, Ortfried (2000): Didaktisierte Lernkonzepte lebenslangen Lernens. In: Becker et al. (Hrsg.): *Handbuch Altenbildung: Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft*. Opladen: Leske & Budrich, 74-87.
- Schroeter, Klaus R. (2014). Alte(r) in Bewegung – Alternde Körper zwischen Aufrichtung und Zurichtung. *Education Permanente*, 2: 32-34.
- Sen, Amartya (2007). *Die Identitätsfalle*. München: Beck.
- Steinberg, Silke & Lauenroth, Kim (2015). Creativity isn't a talent, it's a way of operating. In: Dill, Helga & Keupp, Heiner (Hrsg.). *Der Alterskraftunternehmer*. Bielefeld: transcript, 65-88.
- Steinfort, Julia (2010): *Identität und Engagement im Alter. Eine empirische Untersuchung*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Specht, Jule, Luhmann, Maike & Geiser, Christian (2014). On the Consistency of Personality Types Across Adulthood. *Latent Profile Analysis in Two Large-Scale Panel Studies*. SOEPpapers 687.
- Spencer, Herbert <1907> (1967): Die Evolutionstheorie. In: Dreitzel, Hans Peter (Hg.): *Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie*. Neuwied: Luchterhand, 121-141.
- Tews, Hans Peter (1993). Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegel, Gerhard & Tews, Hans Peter (Hrsg.). *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 15-42.
- Tschacher, Wolfgang & Storch, Maja (2012): Die Bedeutung von Embodiment für Psychologie und Psychotherapie. *Psychotherapie* 17(2): 259-267.
- Twigg, Julia (2015). Dress and Age. In: Twigg, Julia & Martin, Wendy (Hrsg.). *Routledge Handbook of Cultural Gerontology*. Londong: Routledge, 149-156.
- Twigg, Julia & Martin, Wendy (2015). The Challenge of Cultural Gerontology. *The Gerontologist* 55(3): 353-359.
- Walker, Alan (2006). Reexamining the Political Economy of Aging: Understanding the Structure/Agency Tension. In: Baars, Jan, Dannefer, Del, Phillipson, Chris & Walker Alan (Hrsg.). *Aging, Globalization and Inequality. The New Critical Gerontology*. Amityville New York: Baywood Publishing Company, 59-80.
- Weymann, Ansgar (1998): *Sozialer Wandel. Theorien zur Dynamik der modernen Gesellschaft*. Weinheim/München: Juventa.

- 
- Zeman, Peter (2012). Konstrukte gelingenden Alterns bei älteren Migrantinnen und Migranten in Deutschland. In: Kumlehn, Martina & Kubik, Andreas (Hrsg.). Konstrukte gelingenden Alterns. Stuttgart: Kohlhammer, 189-206.
- Zimmermann, Harm-Peer (2013). Alters-Coolness – Gefasstheit und Fähigkeit zur Distanzierung. In: Rentsch, Thomas, Zimmermann, Harm-Peer, Kruse, Andreas (Hrsg.). Altern in unserer Zeit. Frankfurt a.M.: Campus, 101-124.
- Zimmermann, Harm-Peer (2015). Anders altern. Transdisziplinäre Perspektive. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 48(3): 225-230.

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz
Stubenring 1, 1010 Wien

Druck: BMASK

Herstellungsort: Wien

1.Auflage: 2015